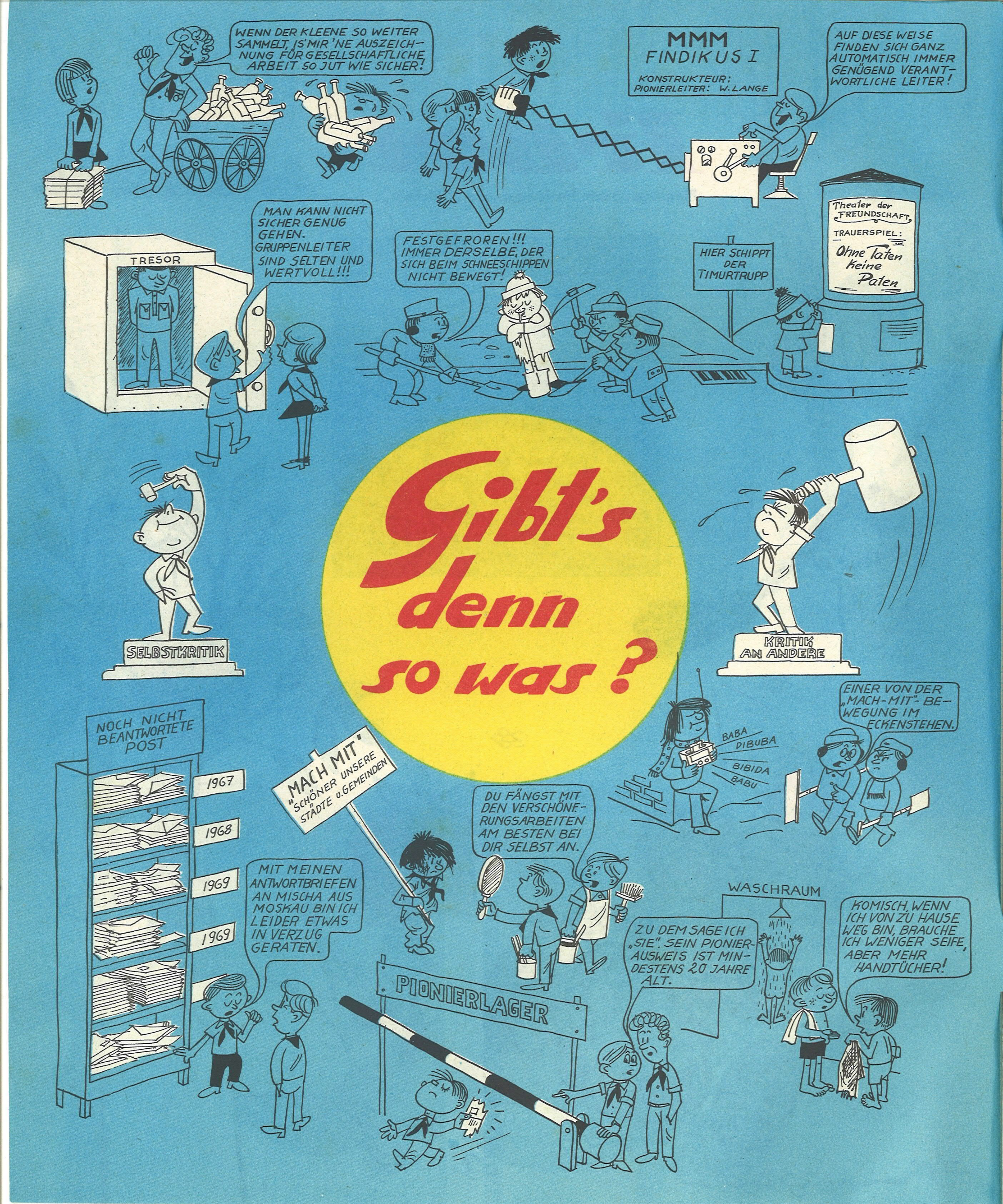
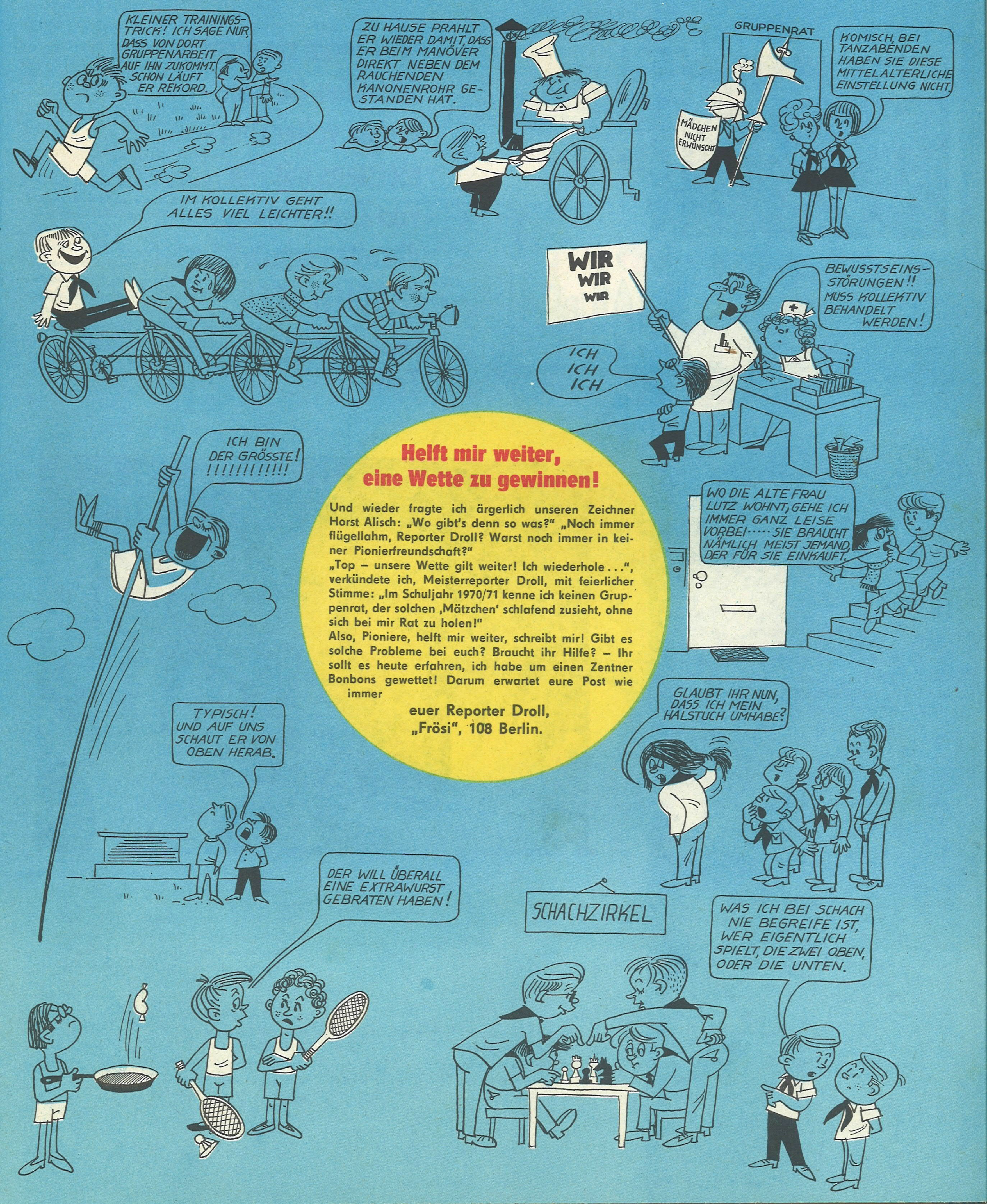

Frösi
HEFT 12 1970
Pioniermagazin für Jungen und Mädchen
Und wieder wird ein altes Jahr
vom neuen matt gesetzt.
Nun, Freunde, los! Der Start beginnt:
Achtung, fertig, jetzt!
Selbst Droll saust mit Raketentrieb
und überholt damit.
Auch Mäxchen und der Dicke sind
dabei auf Schritt und Tritt.
Doch dazu braucht man Fröhlichkeit
und viel Begeisterung.
Und deshalb wünscht fürs neue Jahr
euch „Frösi“ rechten Schwung.
Durch ihre Freundschaftspipeline schickt
– damit ihr alles schafft –
natürlich auch Korbine euch
viel Energie und Kraft!
Zeichnung: J. Kieser


WENN DER KLEENE SO WEITER SAMMELT, IS'MIR 'NE AUSZEICHNUNG FÜR GESELLSCHAFTLICHE ARBEIT SO JUT WIE SICHER!
MMM
FINDIKUS I
KONSTRUKTEUR: PIONIERLEITER: W. LANGE
AUF DIESE WEISE FINDEN SICH GANZ AUTOMATISCH IMMER GENÜGEND VERANTWORTLICHE LEITER!
MAN KANN NICHT SICHER GENUG GEHEN. GRUPPENLEITER SIND SELTEN UND WERTVOLL!!!
TRESOR
FESTGEFROREN!!! IMMER DERSELBE, DER SICH BEIM SCHNEESCHIPPEN NICHT BEWEGT!
HIER SCHIPPT DER TIMURTRUPP
Theater der FREUNDSCHAFT
TRAUERSPIEL:
Ohne Taten keine Paten
Gibt's denn so was?
SELBSTKRITIK
KRITIK AN ANDERE
NOCH NICHT BEANTWORTETE POST
1967
1968
1969
1969
MACH MIT "SCHÖNER UNSERE STÄDTE u. GEMEINDEN"
BABA
DIBUBA
BIBIDA
BABU
EINER VON DER „MACH-MIT"-BEWEGUNG IM ECKENSTEHEN.
MIT MEINEN ANTWORTBRIEFEN AN MISCHA AUS MOSKAU BIN ICH LEIDER ETWAS IN VERZUG GERATEN.
DU FÄNGST MIT DEN VERSCHÖNERUNGSARBEITEN AM BESTEN BEI DIR SELBST AN.
WASCHRAUM
ZU DEM SAGE ICH „SIE". SEIN PIONIERAUSWEIS IST MINDESTENS 20 JAHRE ALT.
KOMISCH, WENN ICH VON ZU HAUSE WEG BIN, BRAUCHE ICH WENIGER SEIFE, ABER MEHR HANDTÜCHER!
PIONIERLAGER



Helft mir weiter, eine Wette zu gewinnen!

Und wieder fragte ich ärgerlich unseren Zeichner Horst Alisch: „Wo gibt's denn so was?" „Noch immer flügellahm, Reporter Droll? Warst noch immer in keiner Pionierfreundschaft?"
„Top – unsere Wette gilt weiter! Ich wiederhole . . .", verkündete ich, Meisterreporter Droll, mit feierlicher Stimme: „Im Schuljahr 1970/71 kenne ich keinen Gruppenrat, der solchen ‚Mätzchen' schlafend zusieht, ohne sich bei mir Rat zu holen!"
Also, Pioniere, helft mir weiter, schreibt mir! Gibt es solche Probleme bei euch? Braucht ihr Hilfe? – Ihr sollt es heute erfahren, ich habe um einen Zentner Bonbons gewettet! Darum erwartet eure Post wie immer

euer Reporter Droll,
„Frösi", 108 Berlin.



Frühschicht
Gemälde von Otto Nagel

Eine Gruppe von Arbeitern geht langsam vorüber. Müde, ohne Worte, die Fäuste in die Taschen gesteckt. Es ist kalt und ungemütlich an diesem frühen Morgen. Wasserlachen schimmern auf dem morastigen Sandweg. Dunkel und kahl ragen Bäume und Büsche aus der unfreundlichen Landschaft heraus. Wie von einem mächtigen Sog angezogen, streben die Männer dem riesigen Fabrikkomplex entgegen, der sich fensterlos und unheilverkündend am Horizont abhebt. Das Rot der Außenwände zieht unseren Blick auf sich. Gleich wird die Nachtschicht abgelöst.

Schwer ist das Leben für die Arbeiterfamilien Berlins im Jahre 1930. Es gibt 500 000 Erwerbslose. Das Elend und die Sorge um das tägliche Brot sind groß. Die Besitzer, die im Westen der Stadt protzige Villen bewohnen, kümmert die Not der Besitzlosen nicht.

Viele Arbeiter unterdrücken ihre Empörung. Andere, darunter auch Otto Nagel, suchen und finden Wege, sich zum Widerstand gegen die unmenschliche Ausbeutung zu sammeln. Als Sohn eines Kommodentischlers in Berlin-Wedding bleibt er der Arbeiterklasse treu. Immer wieder muß er an die bereits zehn Jahre zurückliegende Zeit denken, als er selbst noch frühmorgens über das Freigelände in die Bergmann-Borsig-Werke nach Wilhelmsruh wanderte, um dort für einen Hungerlohn zu arbeiten. Ihn läßt der Wunsch nicht mehr los, Bilder zu malen, mit denen er sein Mitgefühl für die Ausgebeuteten ausdrücken kann.

Otto Nagel wird der Arbeitermaler, der mit seinen Werken gegen die Ungerechtigkeit einer absterbenden Gesellschaftsordnung protestiert. Seine Bilder stellt er in Warenhäusern und in Lokalen aus. Die Arbeiter sind stolz auf ihn.

Nach der Schreckensherrschaft des Faschismus gehörte der Künstler zu den Erbauern des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates. In unserer Republik werden seine Taten und Werke von allen Bürgern geehrt.

W. Meyer

Wer kennt sie nicht?
Schmales Gesicht –
Augen voller Glut –
meistens mit Hut ...
Von Zauberkraft,
die alles schafft?
BESCHWÖRER
Geheimnisvoll ...
Toll!

Foto: DEFA



Wohin wir uns wandten,
wir fanden doch keinen,
nur einmal, im Zirkus,
da sahen wir einen!
Die Nachfrage,
sagte man uns,
ist nicht groß.
Los,
laßt uns doch einmal die vier dort fragen:
„He, ihr, guten Tag!
Wollt ihr uns wohl sagen,
was ihr von einem Beschwörer heut' haltet?"
Wie bitte?
Was meint ihr?
Methode veraltet?
Beschwörer würden ins Heute nicht passen?
Die sollte getrost man im Zirkuszelt lassen?
Ihr könntet den eigenen Kräften vertrauen
und würdet auf Hokus und Pokus nicht bauen?
Wir sollten uns schämen,
euch so zu verflachsen
und vorsehn, daß uns nicht
Eselsohr'n wachsen??
Wir nickten im stillen
und dachten: Nicht schlecht!
Und sagten den vieren:
„Na klar, ihr habt recht!"

Chm. Fiedler

Hallo, Jungs! Jetzt ist die Zeit gekommen! Wir erobern die Küche. Unsere Schwestern können sich mit ihrem Grießpudding zum Mond „raketieren" lassen. Mein Geheimtip: Götterspeise! (Es kann auch Obstgelee sein oder noch etwas anderes.)
„Frösi" präsentiert in diesem Heft den Rotplombe-Rezeptdienst. Da sind Rezepte drin, sage ich euch, Rezepte sind das, die sind kinderleicht! Ach was, jungensleicht sind sie! Überrascht eure Familie mit Götterspeise oder Kirschgelee, und ihr seid gemachte Männer. Nur schnell müßt ihr sein! Schneller als eure Schwestern oder Eltern, denn wenn die den Rotplombe-Rezeptdienst sehen, kribbelt es auch ihnen in den Fingern.
Also los! Aber zertöppert bloß kein Geschirr dabei. Und was ich noch sagen wollte: Der Erfinder der Götterspeise ist nicht Alfons Zitterbacke.

Allerhand (Pud)dinge vom Weihnachtsbaum(kuchen)

Zeichnung: W. Schubert



Hallo, Mädchen!

Während die Jungen in der Küche Pudding rühren, vergönnt euch noch eine Verschnaufpause. Spätestens zum Geschirrabwaschen funken sie SOS! Dann habt ihr Gelegenheit, den tüchtigen Köchen zu erzählen, was es alles um Kerzen, Tanne und Geschenke für weihnachtliche Traditionen, Sitten und Gebräuche gibt. Licht ins Dunkel und Glück im Leben sollte das Feuer bringen, das die Menschen schon vor vielen Jahrhunderten im Dezember – zur Zeit der Wintersonnenwende – auf den Bergen entzündeten. Um Unheil zu verhüten, verbrannte man in Südfrankreich und Irland den „Weihnachtsklotz", das Holz eines fruchttragenden Baumes. Der Großvater unseres Weihnachtsbaumes war ein einfaches Gestell oder ein pyramidenförmiger Kerzenständer, die selbstgebastelt und oftmals „Klausenbaum" ge-



nannt wurden. Auf Hiddensee bauten sich die Inselbewohner ihren „Bügelbaum", der aus einem Holzschaft und Ruten bestand, die zwei sich senkrecht schneidende Achten bildeten. Und dieser „Weihnachtswald" aus der Bastelstube wurde je nach Gegend und Geschmack mit Tannenzweigen, Bunt-, Silber- und Goldpapier, verschiedenen Süßigkeiten und Nüssen verziert und natürlich – mit Kerzen! Doch noch so mancher Brauch entstand um die Weihnachts- und Neujahrszeit.



„Ich hatte es einfach satt, jedes Weihnachten dasselbe!"

„Wartet doch erst mal ab, es ist ja noch gar keine Spitze drauf!"

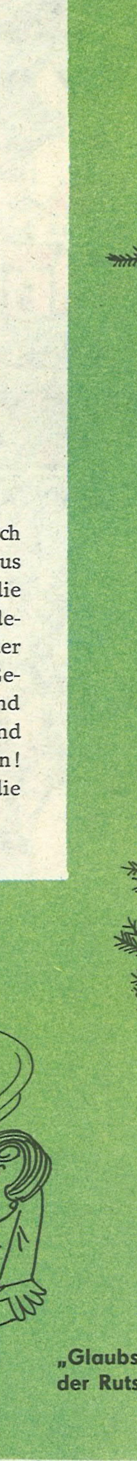
„... Da fehlt ja schon eine Nadel!"

Pfeffer und Pfefferkuchen

Während in der Sowjetunion „Väterchen Frost" Neujahr zum Jolka-Fest einlädt, besucht er die Massenfeiern vor den Häusern und Jurten in der Mongolischen Volksrepublik mit Peitsche, Tabaksdose, Feuerstein und Stahl. Das sind die Zeichen der Hirten. – In Rumänien werden Wunderpiroggen gebacken, die mit Münzen, kleinen Figuren oder Ringen gefüllt sind. Sie zu finden, bedeutet Glück. Aber auch Pfefferschoten sind in ihnen versteckt. Welch ein Spaß, wenn ein Pechvogel sie erwischt. – Auf Kuba geht es nicht so „scharf" zu. Da ißt man während der 12-Uhr-Schläge in der Neujahrsnacht zwölf Weinbeeren, um das Glück zu ernaschen. – Auch in England läßt



man sich's schmecken. Zu Weihnachten gibt es eine Rosinenspeise, den bekannten Plumpudding. Die Vorgänger von Spekulatius und Pfefferkuchen waren gebackene Sinnbilder und Figuren. Man glaubte, wenn man sie verspeiste, zugleich die guten Eigenschaften in sich aufzunehmen. Diesen Glauben haben wir längst aufgegeben, nicht aber den Appetit auf Süßigkeiten, wie die begehrten sächsischen Weihnachtsstollen, Lausitzer Mohnstriezel und die 111 und mehr Sorten Pfeffer- und Lebkuchen beweisen.



Vorsicht! Bau(m)arbeiten!

Zeichnungen: H. Alisch

„Glaubst du nun, daß er einigermaßen fest in der Rutsche sitzt und nicht umkippt?"



„Man muß sie natürlich aufgespannt sehen!"

Zeichnungen: S. Kahane

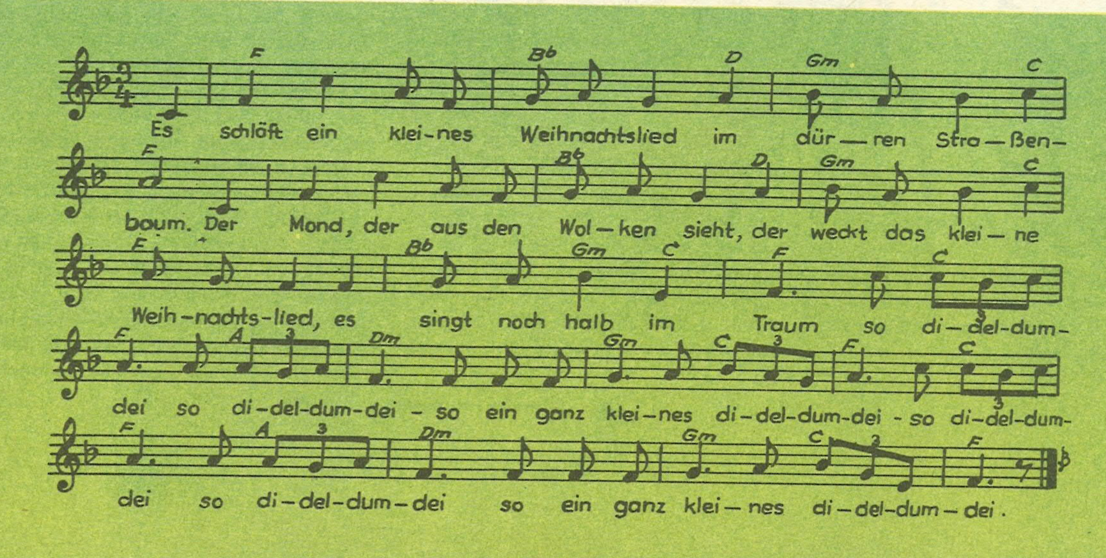
Der Weihnachtsbaum-Geburtstag

fällt etwa ins 18. Jahrhundert. Von da an nämlich steckt man der Tanne Lichter auf. Und so erfreuen sich noch heute an ihr groß und klein bei unseren Freunden in der Sowjetunion, der Volksrepublik Polen und der ČSSR. Auch in Dänemark, Norwegen, Schweden, Frankreich, in den Niederlanden und den USA kennt man den Weihnachtsbaum. In England aber schmückt man noch immer die Zimmer mit Mistelzweigen, vielleicht einem Brauch aus dem 15. Jahrhundert folgend, als die Menschen sich Zweige von Tanne, Rosmarin, Efeu, Buchsbaum, Mistel oder Stechpalme ins Haus holten, weil sie von den immergrünen Pflanzen Lebenskraft erhofften. Die Eskimos allerdings müssen sich in ihrer weißen Einsamkeit mit Wacholderästen begnügen, die sie aber bestimmt mit der gleichen Freude in die Iglus stecken, wie wir die Kerzen auf den Weih-



nachtsbaum und – die Geschenke darunter. Diese Sitte ist übrigens auch erst ein paar Jahrhunderte alt. Geschenke sind Zeichen der Zuneigung und haben eine merkwürdige Eigenschaft: sie sind meistens um so wertvoller, je weniger sie kosten! Sind eigentlich schon eure Weihnachtsüberraschungen fertig? Ja! Na, dann: Frohe Weihnacht!

Weihnachtsdideldumdei



Text: Ingeborg Feustel
Musik: Ernst Heinze

2. Es hört der Wind am Gartentor
das kleine Weihnachtslied.
Da bläst er sacht ins Regenrohr,
fast klingt es wie ein Weihnachtschor,
der durch die Straßen zieht:
So dideldumdei . . .

3. Das Straßenpflaster blank vor Eis
hört auch das Dideldum.
Es singt die kleine Weihnachtsweis'
ganz schüchtern und so gläsern leis'
ein wenig mit Gebrumm:
So dideldumdei . . .

Der junge Engels 2

ILSE KORN

Für den siebzehnjährigen Friedrich Engels ging auch das schlimme Jahr in der väterlichen Fabrik in Barmen vorbei. Mit einer Reise nach England wurde für ihn das Tor zur Welt aufgestoßen. Die Stadt, in der er fortan leben und arbeiten sollte, war Bremen. Gewiß – es war nur ein kleines „Tor" für den lebenshungrigen jungen Friedrich, der am liebsten auf einem wilden, himmelstürmenden Pegasus in die Freiheit gebraust und vor den Pforten der Berliner Universität gelandet wäre. Diese „weltoffene" Handelsstadt Bremen mit dem damals größten deutschen Überseehafen hatte mittelalterliche Stadttore, und kam man auf seinem Reitpferd oder auf Schusters Rappen abends zu spät herein, kostete es Strafgelder – falls man nicht draußen auf den Feldern übernachten wollte. Für Engels war Bremen eine Kleinstadt und doch größer als Barmen. Er fand in ihr wenigstens ein Zipfelchen von der langersehnten Freiheit – frei vom väterlichen Zwang und den ewigen Ermahnungen, frei vom „Muckertal", wie er sein heimatliches Wuppertal benannt hatte, das so überreich an Betschwestern und frömmelnden hartherzigen Fabrikherren war, die eifrig darauf achteten, daß ihre Arbeiter nicht aufmuckten und ihre Buckel vor ihnen krumm machten. Kein Wunder, wenn der Pfarrer Krummacher hieß! Mich hast du nicht krumm machen können, dachte Friedrich schadenfroh, dir werde ich zu gegebener Zeit dein Süpplein noch einmal versalzen. Wohl hatte ihm der fanatisch gläubige Vater auch hier in Bremen ein Pfarrerquartier ausgesucht, doch dieser Pastor Treviranus und seine Familie waren gütig und nachsichtig mit dem überschäumenden Jüngling, der trotz seiner wilden Streiche einen unglaublichen Drang verspürte, die Welt in sich aufzunehmen, der aus seinem Zimmer bald eine „Höhle" machte und Bücher gleich Bergen um sich auftürmte, um zu lesen, zu lernen, zu studieren, zu dichten, zu schreiben und anzugreifen, wo es notwendig war.

Der Arbeitsplatz im Handelshaus des Konsuls Leupold war auch recht erträglich; denn an Überarbeitung würde er hier nicht eingehen, und wenn er es schlau einfädelte, konnte er sein Lesepensum auch während der Arbeitszeit weiter betreiben. Der junge Engels hatte sich zunächst der Auslandskorrespondenz zu widmen, er mußte täglich die aus aller Welt eingehenden Briefe übersetzen – soweit er dazu in der Lage war – und sie in das große Journal übertragen. Aus Indien und Bengalen kamen diese Handelsbriefe, aus Südamerika und Kuba, aus Spanien, Italien und Griechenland, aus Holland, Skandinavien, Rußland und anderen Ländern. Bald war Friedrichs Ehrgeiz gespornt: So viele Sprachen? Das wäre doch gelacht, wenn wir das nicht bewältigten! Also ran an die Vokabeln, an die Grammatiken! Im holländischen Café entdeckte er viele fremdsprachige Tageszeitungen. Dort konnte man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.



Zeichnung: H. Betcke

Eines Tages trat der „Alte", wie man insgeheim den Herrn Konsul nannte, an Friedrichs Arbeitspult. „Mein lieber, junger Engels" – der Chef blickte voller Wohlgefallen auf den gut gewachsenen und nach bester Mode gekleideten, emsig schreibenden neuen Kaufmannsgehilfen herab – „ich bemerke mit Freuden, daß Sie in guter Handschrift die vielen, schweren und unverständlichen Worte fein säuberlich übertragen – und nicht nur das – die Übersetzungen scheinen Ihnen wohl gar keine Schwierigkeiten zu bereiten?" Er blickte auf eine Menge Wörterbücher und Grammatiken, die quer auf dem Pultdeckel und auch im Regal lagen. „Ich glaube, ich habe mit Ihnen einen guten Fang gemacht. Gestern übersetzten Sie sogar Portugiesisch."

Engels schnaufte ein wenig. „Hm, nun ja, es kostet alles noch etwas Mühe und ist beileibe nicht perfekt, aber das Portugiesisch ist ja verwandt mit dem Spanischen."

„Oha", lachte der Alte väterlich, „und Spanisch, lernt man das in Elberfeld auf dem Gymnasium?"

„Nun – das nicht gerade", Engels lächelte, „aber es läßt sich ziemlich rasch erlernen, wenn man Französisch beherrscht. So ein alter Lateiner, wie ich es bin, erkennt leicht die romanischen Sprachbeziehungen – und schließlich, ein Geschäftsbrief ist natürlich noch keine hohe Literatur. Dazu brauchte man wohl etwas mehr Kenntnisse."

Konsul Leupold räusperte sich respektvoll, blätterte in einigen Nachschlagebüchern, die sich Engels gleich am ersten Tage gekauft hatte, und nickte anerkennend. „Tja – da habe ich heute einen langen Brief aus Schweden bekommen und muß ihn sogar eilig beantworten. Sie als alter Lateiner ...", er lachte herzlich, „entdecken da wohl keine Sprachbeziehungen ... oder ...?"

Achtung, letzte Aufforderung!



Jeder Pionier kann in den Winterferien 1971 dabeisein bei einem der fünf großen Schachwettkämpfe gegen den Internationalen Meister Lothar Zinn!

•

Besorgt euch die Hefte 6, 7, 9 oder 11/1970 (in Heft 11 veröffentlichten wir alle drei Aufgaben noch einmal!) und löst die drei Aufgaben!

•

Einsendeschluß ist der 10. Januar 1971 (Poststempel).

•

Unsere Anschrift: „Frösi", 108 Berlin, Kronenstraße 30/31.

„Schwerlich, Herr Konsul. Aber darum keine Sorge. Es gibt ja Buchhandlungen in der alten Hansestadt Bremen. Wir leben nicht am Rande der Welt ..."

„Das gewiß nicht, mein lieber Engels", er reichte ihm den Brief. Friedrich überflog die Länge. „Ich denke – in zwei Tagen ...?" „Wir sind nicht kleinlich", sagte der Chef, erfreut über die Bereitschaft seines jüngsten Kommis, der sich gewiß vorgenommen hatte, in seiner freien Zeit die schwedischen Wörterbücher zu wälzen, um die Arbeit zu leisten. „Was Sie hier so brauchen", seine Hand wies zu den Büchern, „und was Sie gekauft haben, das geht selbstverständlich zu Lasten meines Hauses. Sie sind für mich eine große Bereicherung ..." Er ging, kehrte noch einmal zurück und sagte etwas leiser: „Übrigens, meine beiden Reitpferde sehnen sich etwas nach Sonne und Auslauf ... Wenn Sie mal mit meinem ältesten Sohne ausreiten wollten ...?"

Die Mitarbeiter des jungen Engels schauten dem Alten nach, dann auf den „Neuen", dem da gerade ein großes Lob wie ein Ordensstern an die Brust geheftet worden war. Friedrich bekam vor Freude rote Wangen, die anderen sahen es natürlich, und das ärgerte ihn. Ich werde mir demnächst einen Schnurrbart stehenlassen, besser noch einen Vollbart, da merkt man nicht mehr das lästige Rotwerden. Aber das war leichter gedacht als bewerkstelligt, denn die spärlichen Barthaare wuchsen nicht auf Wunsch. Sein nagelneues Rasierzeug, in Manchester erstanden, hatte er bisher noch immer nicht betätigen können.

●

Kaum hatte die Glocke die Mittagspause eingeläutet, als Friedrich lossauste, einen kleinen Stippbesuch in seiner Buchhandlung am Rolandseck zu machen. Dort holte er sich, als sei er hier zu Hause, seinen Buchhandlungsgehilfen Markus, von dem er hoffte, er könne ihm vielleicht ein erfahrener Freund werden, aus dem Kabuff und berichtete strahlend von dem Vorschlag des „Alten".

„Und nun mach Er mir eine Rechnung bis morgen, Monsieur Markus. Alles draufgepackt, was längst bezahlt ist und vieles Neue dazu: schwedisch, russisch, na, Er weiß es ja. Und damit wird die aufgelaufene Schuld beglichen. Hoch ist sie wohl?"

„Ziemlich hoch", lachte Markus belustigt über den jungen Draufgänger. „Und wird auch noch höher, gemessen an diesem Bücherstoß, den ich reserviert habe." Er balancierte einen Berg Neuerscheinungen nach vorn. Für ihn war der junge Fabrikantensohn aus dem Rheinland, der immer froher Laune war, dem die Worte nicht wie Steine auf der Zunge lagen wie den Norddeutschen hierzulande, und der auch nie zimperlich mit dem Geld war, ein liebenswerter Kunde und Gesprächspartner, eigentlich das achte Weltwunder. Dieser Engels interessierte sich für alles, was in der Welt los war und was eine gute Buchhandlung zu bieten hatte. Nichts gab es, was dieser achtzehnjährige Kaufmannsgehilfe nicht mit brennendem Eifer verschlang und auch in seinem Kopf behielt, sogar schon satirische Bemerkungen darüber machte. Die Dichter liebte er am meisten: Goethe, Heine, Grillparzer, Freiligrath, Lenau. Auch Sagen und Märchen ließ er sich vorlegen, die Deutschen Volksbücher – Geographie, Philosophie. Als Markus dem jungen Engels zunächst zögernd philosophische Schriften zeigte, ereiferte der sich sofort: „So recht, nur mehr, immer mehr. Mir ist, als habe ich bisher in einer Wüste gelebt und komme an die erste Oase, lieber Markus. Natürlich kann ich nicht alles kaufen, leider ..."

„Wollen Sie den Hegel behalten?"

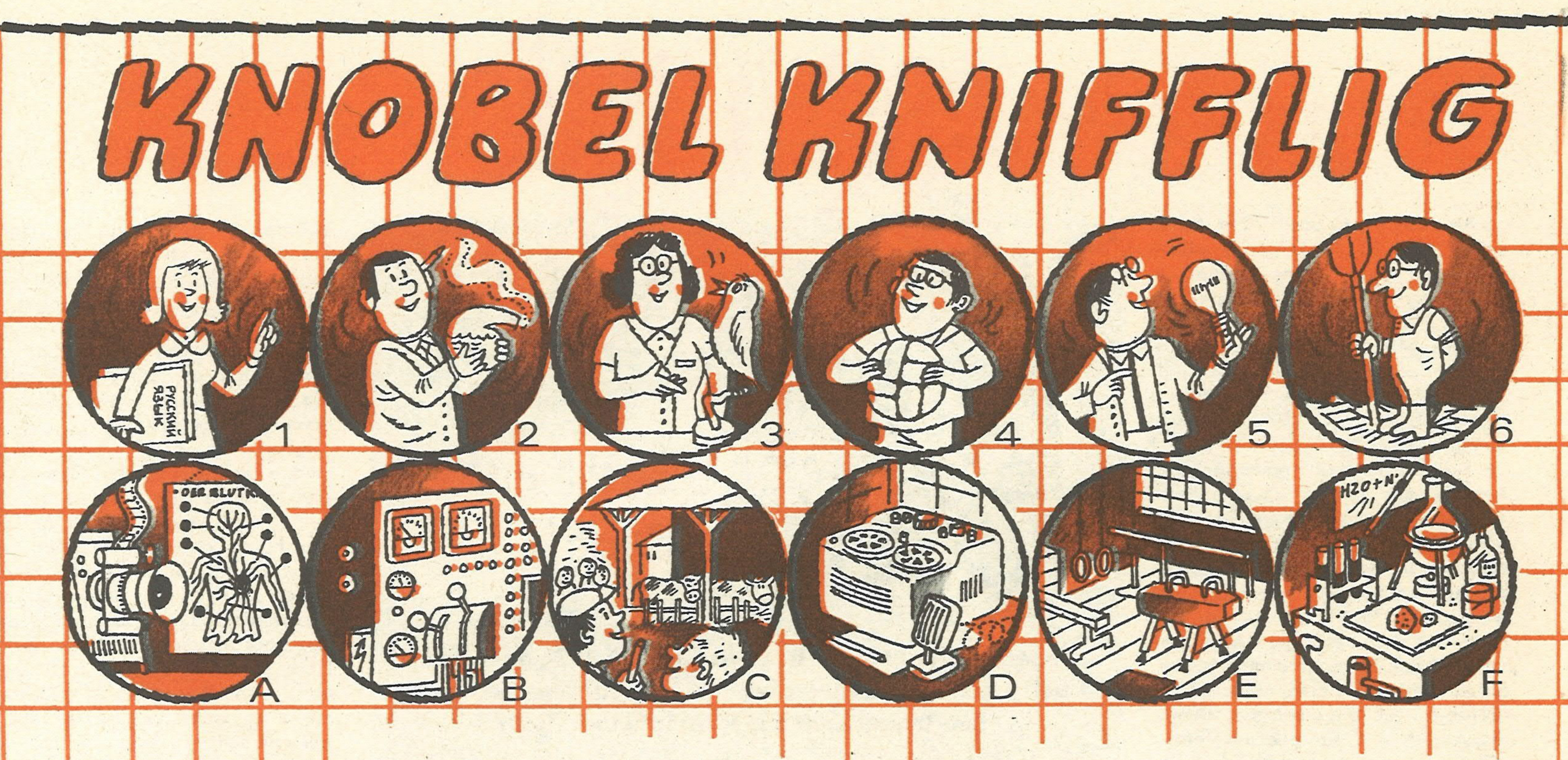
„Den? Was dachten Sie? Der macht mich zu einem neuen Menschen." Engels überflog die bereitgestellten Bücher. Sein Herz schlug schneller. „Aha, Gutzkow, Creizenach! Sein ‚Ahasver' wurde in der ‚Zeitung für die elegante Welt' angegriffen! Die beiden lese ich bis morgen und bringe sie zurück. Vielleicht!" Er lachte spitzbübisch. „Vielleicht gefallen sie mir wieder so gut – na, Sie kennen das ja." – Auch Religionsphilosophie interessierte ihn. „Haben Sie immer noch nicht den neuen David Strauß ‚Das Leben Jesu'? Die ganze Welt ist danach verrückt. Ich muß ihn unbedingt haben." „Pst", Markus wies nach hinten, „hier sind wieder ein paar gefährliche Schriften, die Zensur wird sie gewiß beschlagnahmen: Ludwig Börne."

„Geben Sie her, rasch!" Engels steckte sich das dünne Oktavbändchen in seine Rocktasche, „jetzt aber los!" Er riß Markus die Bücher und Broschüren aus den Händen, war schon an der Tür und kam nochmals zurück: „Wir müssen unbedingt morgen wieder einen Spaziergang nach Vegesack machen, paßt es Ihnen? Nach sechs Uhr abends? Übrigens, noch eine Neuigkeit: Mit Gutzkow stehe ich schon im Briefwechsel. Er will mir seinen ‚Telegraph' zur Verfügung stellen für Gedichte und einige Artikel ... Was sagen Sie dazu? Natürlich schreibe ich nicht unter meinem Namen. Mir schwebt da etwas vor, ich will mein geliebtes ‚Muckertal' und seinen Oberpfaffen Krummacher, aber auch unsere liebenswerten Fabrikanten etwas kitzeln. Mein Vater würde vom Stuhl fallen, wüßte er, was ich plane, hahaha!" Er lachte unbändig und ausgelassen, besann sich aber und rief erschrocken: „Jetzt aber los! Die gute Frau Pastor hat heute Forellen ..." Und fort eilte er mit großen Schritten, die Bücher unter dem Arm, ein Bild der Lebensfreude.

So ging es den ganzen Winter lang. Sein Wissen wuchs. Seine Sprachkenntnisse nahmen enorm zu. Kam ein Brief in einer unbekannten Sprache, schreckte er ihn nicht mehr. Bald schrieb er an Marie, seine jüngere Schwester: „... ich stamme jetzt schon in fünfundzwanzig Sprachen, ja, da staunst Du. Bald kommt Türkisch und Japanisch an die Reihe ... Ich will Dir zugestehen, daß Du ein treuer Schluff bist und mir am allerfleißigsten schreibst, nun soll ich Dir schreiben, was ich auf Weihnachten nötig habe? Ja, was ich habe, brauchst Du mir nicht zu machen ... sticke mir eine Zigarrendose oder – ich weiß nicht, was. Du kannst aber die Mutter von Zeit zu Zeit, alle zwei, drei Tage etwas prickeln, daß sie mir zu Christtag den Goethe schickt; ich habe ihn wirklich sehr nötig ... wenn Du nur wenige Sätze so schriebest wie dieser Goethe, ich wollte Dir alle anderen Sprachen erlassen."

Fortsetzung folgt

KNOBEL KNIFFLIG



12	10	18	4
6	32	14	30
22	20	28	24
26	2	8	16

Zahlenspielereien

Durch welche Felder muß man einen geraden Strich in bestimmter Form ziehen, um die Summe von 150 zu erhalten?

Mini-Krimi mit Inspektor Bohm

Inspektor Bohm von der Kriminalpolizei hatte, zusammen mit einem Genossen der Schutzpolizei, den Schülern der zweiten Klasse erklärt, wie man sich richtig im Straßenverkehr verhält. Da stürzt Peter, der Klassenschelm der 5c, auf ihn zu. „Inspektor Bohm! Inspektor! Kommen Sie doch bitte mal mit. Mein Füller ist verschwunden!" Im Klassenraum sind alle auf das Ergebnis der Untersuchungen von Inspektor Bohm gespannt. Der Inspektor erfaßt die Situation sofort. Am Kartenständer hängt noch die Karte von Nordafrika. „Ihr hattet Erdkunde?" – „Ja, ich war gerade vorn und zeigte den Nil und den Amazonas, als der Kartenständer umfiel. Alle rannten nach vorn, um mir zu helfen. Und dabei muß es passiert sein. Der Füllhalter war weg!"
Inspektor Bohm schmunzelt. „Peter, die Kriminalpolizei führst du nicht aufs Glatteis. Nimm den Füller vor und – in Zukunft nicht wieder solche Scherze!"
Woher wußte Inspektor Bohm sofort, daß Peter ihm einen Bären aufbinden wollte?

Notenbänke

In der Klasse 4c sind 30 Schüler. In jeder der drei Bankreihen sitzen gleichviel Schüler. In der ersten Bankreihe sitzen vier Mädchen mehr als in der dritten. In der zweiten Bankreihe sitzt ein Junge mehr als in der ersten. In der dritten Bankreihe sitzen drei Mädchen weniger als in der zweiten. In der ersten Reihe sitzen vier Jungen weniger als Mädchen.
Wieviel Mädchen und wieviel Jungen sitzen in jeder Bankreihe, wieviel Mädchen und Jungen sind in der ganzen Klasse?

Für geschulte Augen

Sechs Fachlehrer unterrichten ihre Schüler mit Hilfe bestimmter Geräte an bestimmten Orten. Findet heraus, welche Gegenstände zu welchem Fach gehören!

WANDZEITUNG



Preisaufgabe

Vater Herrmanns Fundbüro

Vater Herrmann, der Hausmeister der Lessing-Schule, ist erschrocken, als er sieht, was die Schüler alles so vergessen haben. Findet heraus, welches Unterrichtsmittel zu welchem Fach gehört!

Für die richtigen Einsendungen gibt es
2 Zirkelkästen
22 Rechenstäbe
222 Kugelschreiber

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Tätigkeit, die in der sozialistischen Gesellschaft für alle Menschen zum Bedürfnis wird, 7. Kurzbezeichnung für eine Bildungseinrichtung, die viele Schüler nach Abschluß der 10. Klasse besuchen, 10. Bewohner einer europäischen Insel, auf deren Nordteil ein besonders brutales Ausbeuterregime herrscht, 11. in der elektronischen Datenverarbeitung gebräuchliche Einheit des Informationsgehaltes, 12. gemahlener Speckstein (Magnesiumsilikat), der für die Herstellung von Puder und Pasten verwendet wird, 14. ein Stoffwechselvorgänge bewirkender Stoff (Ferment) im Wiederkäuermagen, 15. breiter Pfad in Wäldern und zwischen Feldern, 16. Kurzbezeichnung für ein Unterrichtsfach zur Vermittlung theoretischer Grundlagen in der sozialistischen Produktion, das im Schuljahr 1958/59 eingeführt wurde, 18. Spaß, der hart an der Grenze des Unfugs liegt, 19. englisch für „eins", 20. afrikanisches Herdentier, das zur Antilopengattung gehört, 21. eine Form der Anerkennung für besondere Leistungen im Unterricht, 22. Kurzbezeichnung für ein Unterrichtsfach zur Vermittlung von Fähigkeiten und Fertigkeiten in der sozialistischen Produktion, 24. deutsche Ubersetzung des russischen Wortes „Sowjet", 25. einmal rechter Nebenfluß der Wolga und zum anderen linker Nebenfluß der Angara (Sibirien), 26. Kurzbezeichnung für ein Sportgremium, das für die Verwirklichung der olympischen Idee in der DDR sorgt, 27. Tagesstätte für Schulpflichtige, deren Mütter berufstätig sind, 29. russisch für „Frieden", „Welt", 30. Wurfspieß der germanischen Stämme und Völkerschaften im frühen Mittelalter, 31. Teil von Bäumen und Sträuchern, 32. achte Stufe der Tonleiter.

Senkrecht: 1. Förderung von Bodenschätzen, 3. Vertretung der Eltern in jeder Oberschulklasse, 4. mit 6671 km längster Fluß der Erde, 5. Verallgemeinerung für ein wichtiges Unterrichtsziel, 6. chemisches Zeichen für Edelgas, das aus der Luft gewonnen wird, 8. traditioneller Wissensspeicher, in dem Literatur nach Autoren und Fachgebieten geordnet ist, 9. Abkürzung für Stück, 13. Kurzbezeichnung für Lernkurse außerhalb des Unterrichts sowie von Interessengemeinschaften in der Pionierorganisation und in der FDJ, 17. chemisches Zeichen für Element, das u. a. für lichtelektrische Alarmanlagen, zur Bildtelegraphie und in Belichtungsmessern verwendet wird, 21. chemisches Zeichen für ein Element mit der Ordnungszahl 57, 23. Beförderungsgebühr für Postsendungen, 25. englisch für „oder", 28. Ansiedlung, Treffpunkt, 29. Abkürzung für den tausendsten Teil einer Einheit der elektrischen Stromstärke, die nach dem französischen Physiker und Mathematiker André Marie Ampère (1775–1836) benannt wurde, 30. japanisches Brettspiel mit 180 weißen und schwarzen Steinen für zwei Personen.

Auflösungen siehe Seite 38

Rätsel:
F. Lost,
C. A. Jentzsch,
D. Fuchs

Zeichnungen:
J. Günther

Neues aus der

Thälmannstraße 18

G. FEUSTEL

Das Silvesterschwein

Zugegeben – die Geschichte vom Silvesterschwein ist eine unglaubliche Geschichte. Und Bam meint, alle denken jetzt, wir hätten zuviel Silvesterpunsch getrunken. Aber wir können unser Silvesterschwein beweisen – und das ist genausogut wie hundert Zeugen.
Es war im letzten Jahr – genau am 31. Dezember. Wir Kinder hatten schlechte Laune, denn die Erwachsenen rumorten im Regenhaus herum und bereiteten die Silvesterfeier vor. Überall hingen Papierschlangen und lustige Zeichnungen. Mein Vater und Herr Niedermeyer hockten schon den ganzen Vormittag im Keller und bereiteten die Silvesterbowle zu. „Das wird bestimmt mächtig langweilig!" seufzte Timmi. „Um zehn schlafe ich auf der Couch ein!"
„Da hast du aber noch Glück!" rief Bam gleich. „Wenn wir Großen einschlafen, sind nur noch die Sessel frei – und da hat man am nächsten Morgen einen Korkenzieherhals!" Annette sah auf den Hof hinunter. „Aber das Feuerwerk wird wieder schön!" Opa Griesbach und Herr Grabbe nagelten das Feuerwerk zusammen. Bam wurde richtig ärgerlich. „Uns würden ja noch ganz andere Sachen einfallen, aber sie lassen uns ja nicht heran!" Auch Susanne seufzte. „Richtig überflüssig kommt man sich vor!" Und deshalb nahmen wir unsere Schlitten und liefen zum Mühlenberg. Wir wollten um die Wette rodeln.
Wettrodeln ist immer sehr aufregend. Meistens gewinnen Bam und Bim, aber diesmal rodelte Timmi am weitesten. Er platzte auch beinahe vor Stolz. Und deshalb wollte er auch gar nicht nach Hause, als die Dämmerung grau aus den verschneiten Wiesen kroch. Als wir unsere Schlitten über die Bahnbrücke trugen, blieb Timmi immerzu stehen und sah zum Mühlenberg zurück. „Komm endlich!" Bam gab Timmi einen Stoß. „Wir müssen uns doch noch eine Silvesterüberraschung ausdenken!" Aber Timmi stand ganz still. „Da ist ein Schwein!" „Timmi macht Witze!" Bam ließ vor Staunen seinen Schlitten fallen. „Wie doch Silvester die Menschen verändert – und ganz ohne Punsch!" Aber weil Annette Timmi immer beisteht, lief sie gleich zu ihm. „Da steht wirklich ein Schwein!" „Jetzt sind schon zwei verrückt!" Bim sah auch in die Richtung. Plötzlich zog er Bam am Ärmel und schrie: „Es ist ein Schwein – ein richtiges Schwein!"
Jetzt sahen wir es auch – hinten am Bahndamm wühlte im Schnee ein kleines Schwein herum. Wir ließen unsere Schlitten auf der Brücke stehen und rannten zum Bahndamm hinüber. „Das ist bestimmt nur Einbildung!" Bam kniff dem Schwein in den Rücken. Da schrie das kleine Schwein, drehte sich blitzschnell um und stieß Bam seine Rüsselschnauze in den Bauch. Vor Schreck kullerte Bam rückwärts in den Schnee. Wir mußten alle laut lachen. „Eine Einbildung ist es gerade nicht!" Bam klopfte sich verlegen den Schnee von den Hosen. „Aber ein ganz hinterlistiges Boxerschwein!"
Annette und Timmi fanden es niedlich. Sie hockten sich zu ihm und streichelten es. Da wurde das Schwein ganz sanft und ließ sich in Bams Anorak wickeln. Doch als wir es über die Bahnbrücke trugen, schrie es wie ein kleines Kind. Wir hielten ihm die Schnauze zu, aber das Schwein heulte immer lauter. „Das ist ja kein Schwein, das ist eine Sirene!" schimpfte Bam. Wir schleppten das Schwein bis zum Bahnhof. Die Leute, die gerade verreisen wollten, hielten sich die Ohren zu und schüttelten entrüstet die Köpfe.
Eine Diesellok tutete, aber unser Schwein konnte es lauter. Wir wollten das Schwein am Fahrkartenschalter abgeben. Wir hoben es hoch. Da steckte das Schwein seinen dicken Kopf durch die Klappe und grunzte laut. Die Fahrkartenverkäuferin begann zu schreien, aber unser Schwein konnte es doch lauter. Da kam der Stationsvorsteher und jagte uns davon.
„Die wollen das Schwein nicht haben!" sagte Timmi. Wir wickelten noch Timmis Mantel um das Schweinchen. Da wurde es ganz still und grunzte behaglich. „Kinder, ein Schwein ist die allerbeste Silvesterüberraschung!" Und gleich stellten wir uns alle vor, was die Erwachsenen sagen würden, wenn um Mitternacht ein kleiner rosiger Glücksbringer in unser Regenhaus spaziert käme. „Wir binden ihm eine blaue Schleife um!" sagte Annette. Wir legten das Schwein auf einen Schlitten. Und weil es Annette immerzu streichelte, blieb es ganz ruhig, und wir konnten es nach Hause ziehen.
Wir versteckten das Schwein im Keller vom Regenhaus. Vielleicht gefiel es ihm hier nicht, denn es fing gleich wieder an zu quieken. „Au weia – jetzt hören sie es oben, und unsere Silvesterüberraschung wird entdeckt!" flüsterte Annette. Da begann Bam herumzuhüpfen wie ein Geisterbeschwörer und schlug dabei mit einem Stück Holz auf einen Marmeladeneimer. „Bali – bam – bali!" sang er. Das Schwein quietschte immer lauter. Annette hielt sich die Ohren zu. „Armer Bam, jetzt hat er den Verstand verloren!" Bam steckte Annette die Zunge heraus. „Dumme Suse, unser Krach muß lauter sein als das Schwein!" Das war logisch – und gleich hüpften wir alle wie wild im Keller herum und schrien: „Bali – bam – bali!" Aber das Schwein konnte es doch viel besser.
„Vielleicht hat es Hunger!" sagte Timmi. Und gleich rannte er mit Annette los. Sie holten Schrippen, Brot und gekochte Kartoffeln. Ich weiß nicht, woher Timmi und Annette es genau wissen, was Schweine wollen – aber sie hatten recht. Unser Silvesterschweinchen schmatzte alles auf, legte sich dann in die Ecke auf einen Kartoffelsack und schlief ein.
Um sieben fing unsere Silvesterfeier an – und eigentlich ganz harmlos. Es gab Pfannkuchen und Bowle und für uns Kinder Brause. Wir bewarfen uns mit Papierschlangen und setzten uns lustige Hüte auf. Plötzlich kam Herr Niedermeyer und schwenkte ganz verstört den leeren Bowleeimer. „Wer hat denn den Rest der Bowle

ausgetrunken?" Danach hätte er gar nicht zu fragen brauchen, denn durch die offene Tür stürmte unser Silvesterschwein. Es rannte zuerst im Zickzack hin und her und sprang dann Frau Niedermeyer auf den Schoß. Die Frauen kreischten, und die Männer standen ganz starr vor Verwunderung. „To.. to.. tolle Überraschung – was!" stotterte Bam. Er war ganz weiß im Gesicht. „Ein Schwein!" murmelte Herr Niedermeyer. „Ein richtiges Schwein!" Langsam ging er auf das Schweinchen zu und wollte es packen. Aber da war es schon durch seine Beine gerannt – und Herr Niedermeyer setzte sich vor Schreck in den leeren Bowleeimer. Manche lachten, andere schimpften – aber das Silvesterschwein quiekte und raste die Treppe hinunter – und wir liefen alle hinterher.

Auf dem Hof rannte das Schwein immer im Kreise herum, und dann bumste es schließlich mit dem Kopf gegen den Hofzaun. Der Zaun wankte, krachte und fiel auf das Schwein. Darüber war das Schweinchen so erschrocken, daß es in die offene Haustür der Thälmannstraße 20 galoppierte – und wir alle hinterher.

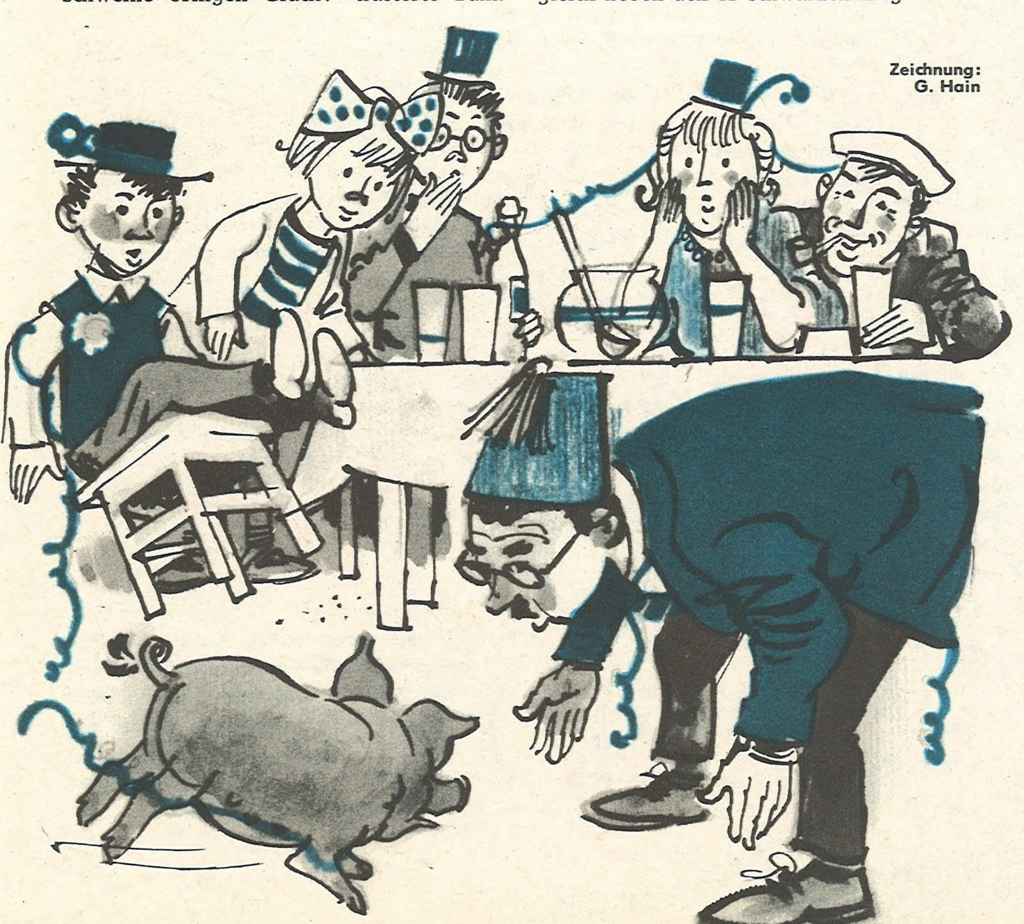
Im Haus wurde es gleich laut. Frauen kreischten, Türen klappten auf und zu, das Schwein quietschte fürchterlich, und die Männer schimpften. „Und da sagt man, Schweine bringen Glück!" flüsterte Bam. „Es wird Zeit, daß wir uns verdrücken!" Aber wir kamen gar nicht mehr dazu, denn unser Silvesterschwein jagte schon wieder aus dem Haus, durch die Zaunlücke in unser Regenhaus und alle aus der Thälmannstraße 18 und 20 hinterher.

„Das arme Schweinchen!" jammerte Annette. „So viele gegen einen, das ist gemein!" Ich weiß nicht, ob das Schwein Annette verstanden hatte – jedenfalls bremste es plötzlich und rieb seinen dicken Borstenkopf an Annettes Knie. Dann legte es sich neben Annette auf die Dielen und begann laut zu schnarchen.

Bam lachte zuerst, dann begannen Timmi und Bim zu lachen – und schließlich lachten alle Leute. Ich weiß noch immer nicht genau, ob nun Schweine wirklich Glück bringen – aber jedenfalls feierten alle Leute aus dem Haus nebenan mit uns zusammen Silvester – und es wurde die schönste Silvesterfeier, die wir je erlebt haben.

Und das Silvesterschweinchen? Das wollte niemand haben, und deshalb wohnt es jetzt in unserem kleinen Stadttierpark. Es ist der Liebling aller Kinder. Es kann auch schon Männchen machen – aber nur für Kekse. Und wer mir nun meine Geschichte nicht glauben will, der kann sich ja unser Silvesterschwein einmal ansehen. Es wohnt gleich neben den 17 schwarzen Ziegen.

Zeichnung: G. Hain





Mondporträt oder Geisterkopf? Sandgesicht oder Maskenbild?

Fotografiert 1960 von dem Schriftsteller Kurt David.

Santschir und die Bärenschlucht

KURT DAVID

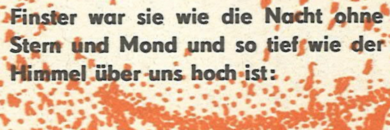
MONGOLISCHES ZEICHENMÄRCHEN

Da saßen sie nun wieder wie an allen Abenden zuvor ums Feuer, die alten und die jungen Hirten, und erzählten. Heute war Santschir an der Reihe: „Also, guckt mal her, ich will euch die Geschichte von der Bärenschlucht aufzeichnen." Santschir nahm sein Holzpfläckchen zur Hand und malte die Schlucht in den Sand:

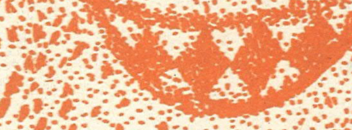


„Umgeben war die Schlucht mit gezackten Felsen, die wie Pfeilspitzen aufragten:





Finster war sie wie die Nacht ohne Stern und Mond und so tief wie der Himmel über uns hoch ist:





Seht ihr's gut?" fragte Santschir. Die anderen nickten verständig. Einer fragte: „Und wo warst du?"

„Schön langsam, Bajar", meinte Santschir, „in meiner Geschichte ist es auch erst Morgen, und etwa zwei Stunden vor Mittag begann sie richtig. Wo ich war? Also, meine Jurte stand links, gleich gegenüber der meines Bruders:



Da die Sonne schon heiß schien, hatten wir die Dachluken geöffnet:



Plötzlich trat mein Bruder drüben heraus und rief: ‚Ein Bär, Santschir, ein Bär in der Schlucht!'



Um unsere Ziegen bangend, stürzte ich ebenfalls aus meiner Jurte



und sah meinen Bruder bereits hinunter zur Schlucht rennen:

Ich rannte natürlich auch los."



„Hattet ihr wenigstens eure Bogen und Pfeile mit?" unterbrach wieder Bajar.

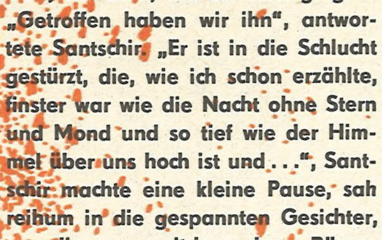
„Ja, hattet ihr die mitgenommen?" fragten auch die anderen besorgt.

„Selbstverständlich", erwiderte Santschir, „hört aber weiter: Als wir auf Schußweite heran waren, traf ich mit meinem Bruder zusammen. Durch das schnelle Laufen abgehetzt und am gesamten Körper unruhig, knieten wir uns ins Gras, warteten, bis wir wieder ruhig waren, so ruhig, daß wir gut und sicher zielen konnten:



Dann schossen wir. Pfeil um Pfeil schossen wir ab; denn der schlaue Bär tauchte mal links, mal rechts, danach in der Mitte und danach wieder rechts und wieder links auf, und so pfiff Pfeil um Pfeil hinüber zur dunklen Schlucht."





„Habt ihr ihn getötet?" fragte Bajar und achtete gar nicht mehr auf die Zeichnung im Sand; denn er war ganz erregt. Auch die anderen Hirten blickten jetzt nur in Santschirs Gesicht, warteten, wie es weiterging.

„Getroffen haben wir ihn", antwortete Santschir, „Er ist in die Schlucht gestürzt, die, wie ich schon erzählte, finster war wie die Nacht ohne Stern und Mond und so tief wie der Himmel über uns hoch ist und . . .", Santschir machte eine kleine Pause, sah reihum in die gespannten Gesichter, „. . . die man seitdem eben ‚Bärenschlucht' nennt."

„Und wo ist die Bestie hergekommen, wenn kein Wald da war?" fragte Bajar.

„Wald? Kein Wald? Wer sagt denn das? Habe ich gesagt, daß kein Wald da war?"

Die anderen schüttelten die Köpfe.

„Wald war da, und zwar an der Ost- und Westseite wuchs Wald



und Gras, Bajar, Gras, so lang, daß es bis zu den Steigbügeln reichte:



Nein, Freunde, so einen schönen Weideplatz habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Übrigens war er rund wie eine umgestülpte Teeschale."

Nun lachten mit einemmal die Hirten, die alten wie die jungen, lachten über das Bild im Sand, schlugen sich vor Freude auf die Schenkel, schubsten sich an und kicherten. Nur Bajar, der es immer ganz genau wissen wollte, fragte noch mal: „Etwas fehlt aber noch auf deiner gemalten Geschichte. Wo hattet ihr denn eure Ziegen?"

Santschir stutzte einen Augenblick. Dann sagte er: „Bajar hat recht. Die Ziegen fehlen, meine Ziegen und die meines Bruders. Paßt auf, Freunde! Ich erzählte doch, daß es etwa zwei Stunden vor Mittag war, als das passierte!"

„Das stimmt", brummte Bajar, und die anderen Hirten sagten nun auch, ja, das hätte Santschir gesagt.

„Und wo liegen um diese Zeit unsere Ziegen, wenn die Sonne heiß herabbrennt?"

„Natürlich im Schatten hinter der Jurte", erwiderte Bajar. „Sehr richtig! Also hier:



Einverstanden?"

Damit waren freilich alle einverstanden, und alle lobten jetzt Santschir, daß er ihnen eine solch hübsche Geschichte aufgemalt hatte, in der es um eine Schlucht und einen Bär ging, an deren Ende aber ein spaßiger Kopf im Sande abgebildet war.

Zeichnungen: S. Kahane

Lieber „Frösi"-Leser!

Der du diese Zeilen liest, nimm mich beim Wort: Ich führe den Degen weit leichter als die kratzende Schreibfeder. Dennoch werde ich hier Wort für Wort alles niederschreiben, was mich bewegt. Darüber hinaus mag dir manches verständlicher werden, was du in den Heften des dir vorliegenden Journals mit der Titulatur „Frösi" bisher über mich und meine Freunde, aber auch über meine Feinde und Gegner erfahren hast.

Im mittelalterlichen Europa gehörte das ungarische Königreich zu den fortschrittlichsten Staaten. Das lag daran, daß bei uns der ärmere Adel und die Ackerbürger die Geschicke des Landes mitbestimmten. Ärmerer Adel und Ackerbürger waren es auch, die dem Handwerk eine Bresche schlugen und außerdem das Ziel verfolgten, Feld- und Viehwirtschaft mit freien Pachtbauern zu betreiben, statt mit geschundenen Leibeigenen, die von den reichen Fürsten und Grafen schlechter als Tiere behandelt wurden.

In dieser Entwicklung sahen die Herrscher westlich und südlich Ungarns eine Gefahr für ihre selbstherrlichen Machtbestrebungen. Wie du, lieber Leser, richtig bemerkt hast, ist hier von den türkischen Sultanen und den deutsch-österreichischen Kaisern, den Habsburgern, die Rede. Sultane und Kaiser konnten sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß auch eines Tages bei ihnen die niedrigen Stände ihr Recht verlangen würden. Ebenso stach ihnen die ertragreiche Landwirtschaft unseres Landes ins Auge.

Als erste schlugen 1526 die Türken los. In den reichen ungarischen Adligen fanden sie Verbündete. Über 170 Jahre hielten sie weite Teile des Landes besetzt und preßten unser Volk bis auf die Knochen aus. Gleichzeitig vertrieben sie Hunderte von Pachtbauern und kleinere Gutsbesitzer von Grund und Boden und setzten dafür ihre Paschas ein. Die Vertriebenen nannte man in unserer Sprache „Kurucen".

Unter der Fahne mit der Aufschrift „Pro patria et libertate!" (Für Vaterland und Freiheit!) versammelten sich die Kurucen. Am Ausgang des 17. Jahrhunderts erfochten sie den entscheidenden Sieg über die Türken und befreiten unser Land von den fremdländischen Ausbeutern. Doch sie waren dabei auf die Hilfe der Habsburger angewiesen. Das kam uns jetzt teuer zu stehen. Statt der Türken saßen uns jetzt die Österreicher wie Blutegel am Fleisch.

Diesmal fanden sich die Aufständischen im ungarischen Volk schneller und in größerer Zahl zusammen. Den Kerntrupp bei den Kämpfen von 1703 stellten wieder die Kurucen. Zu unserem Führer hatten wir den reichsten Adligen Ungarns gewählt, Ferenc II. Rákóczi. Die Rákóczis waren als ehrwürdige ungarische Adelsfamilie im ganzen Land bekannt. Hinzu kam, daß Ferenc Rákóczi zu den wenigen Reichen gehörte, die gegen jede fremde Besetzung eintraten und auch im Kampf gegen die Türken gestanden hatten. Schließlich achtete er die niederen Stände und trat für die Aufhebung der Leibeigenschaft ein.

Für kurze Zeit gelang es den Kurucen, weite Teile unseres Landes von den Habsburgern zu befreien. Die niederen Stände erhielten wieder ihre öffentliche Anerkennung, und die Leibeigenschaft wurde aufgehoben.

Da holten die Habsburger zum großen Schlag aus ...

Aber genug der Historie! Über den Verlauf des Kampfes wirst du noch Auskunft erhalten, wenn du an meinen weiteren Abenteuern in den nächsten „Frösi"-Heften teilnimmst.

Ja, das wäre es wohl, was ich dir, mein teurer Leser, unbedingt zu Papier bringen wollte.

Dein Kapitän vom Tenkesberg

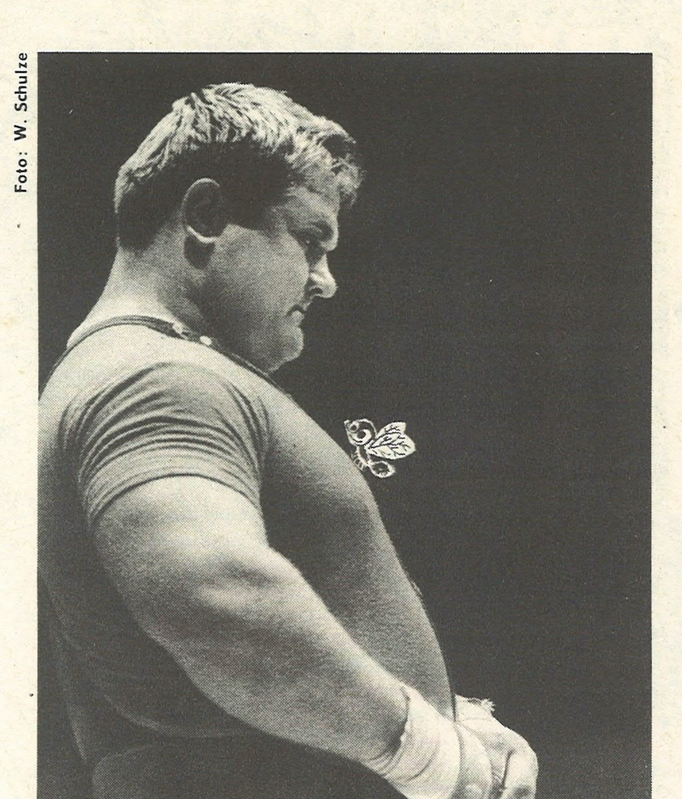


Zeichnung: E. Zorad

N. S.

Dem beachtenswerten Bericht des Kapitäns vom Tenkesberg seien einige ergänzende Bemerkungen hinzugefügt: 1710 brach auch der Aufstand unter Ferenc II. Rákóczi zusammen, und die Habsburger unterjochten die Ungarn bis zum Jahre 1918. Soweit es in diesem Bericht nicht genannte Personen betrifft, die in den weiteren Geschichten des Kapitäns erwähnt werden, ist nicht verbürgt, ob sie wirklich gelebt haben. Tatsache bleibt jedoch, daß es genügend Menschen in der Zeit der Besetzung Ungarns gegeben hat, die sich wie Tenkes und seine Kameraden gegen die Ausbeuter auflehnten und die für ihre Befreiung gekämpft haben.

Foto: W. Schulze



Leonid Shabotinski: 1967 der stärkste Mann der Welt – auch heute noch kein Fliegengewicht.

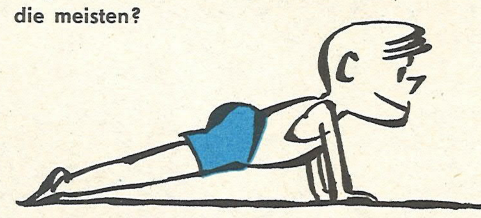


Bärenkräfte zu bekommen ist überhaupt kein Problem! Befolgt nur die Trainingstips von Trainer Trix, Adi und Angelika! Denn diesmal geht es um die Armkraft, und dazu wollen wir euch wieder Anregungen für das tägliche Training, für einen Wettkampf mit euren Freunden oder mit euren Eltern geben.

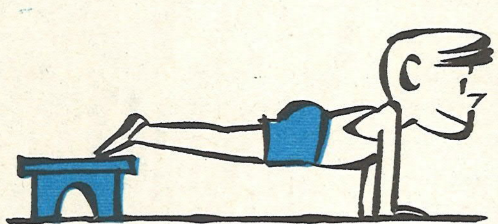
Notiert täglich eure Leistungen! In kurzer Zeit werdet ihr Verbesserungen feststellen.

Und nun zum Trainingstip Nr. 3

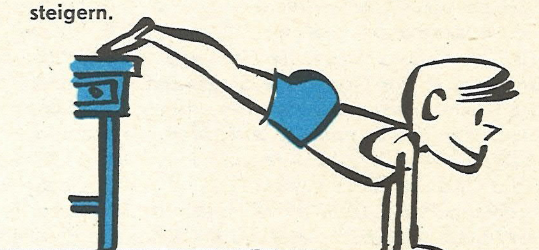
1. Liegestütze kann doch jeder von euch! Wer schafft die meisten?



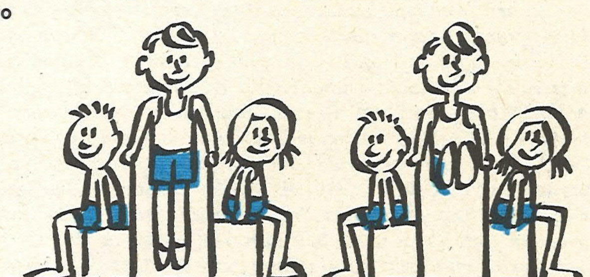
2. Für die Trainings-Testkarte machen wir es etwas schwieriger. Wir legen die Füße auf einen Hocker. Schreibt uns, wieviel Liegestützbeugen ihr so schafft!



3. „Kraftmeier" können diese Übung noch weiter steigern.



4. Für Wettbewerbe mit Eltern und Geschwistern schlagen wir Stuhlbeugestütze vor.



TRAININGS-TEST 3

Name: ____________________

Vorname: ____________________

Alter: ____________________

Anschrift: ____________________

____

Ich habe von der Fußbank ______ Beugestütze geschafft.

Übrigens: Habt ihr schon einmal Beugestütze am Barren gemacht? Der „stärkste Mann" unserer Nationalen Volksarmee schafft 169 hintereinander.
Also: Wir möchten von euch wissen, wieviel Liegestützbeugen ihr geschafft habt. Und fragt auch einmal euren Sportlehrer, welche Zensur ihr für eure Leistung von ihm bekommen würdet.

Füllt unseren Trainings-Testschein aus, klebt ihn auf eine Postkarte und schickt ihn bis zum 31. Januar 1971 an „Frösi", 108 Berlin, Kronenstraße 30/31. Kennwort: Trainingstest 3. Auch diesmal wird wieder ein Pionier für die Teilnahme an der Sendereihe „Mach mit – mach's nach – mach's besser" ausgelost.

Achtung: Fernsehapparat anstellen!

Am 27. Dezember 1970 zeigen euch Adi und Angelika alle hier vorgeschlagenen Übungen.

Zeichnungen: W. Moese



Das Weihnachtsgespenst im Märchenwald

INGEBORG FEUSTEL

Es war an einem ganz gewöhnlichen Donnerstag eine Woche vor Weihnachten, da brachte der Postbote Zacharias dem Weihnachtsmann einen Wunschzettel.

Lieber Weihnachtsmann!

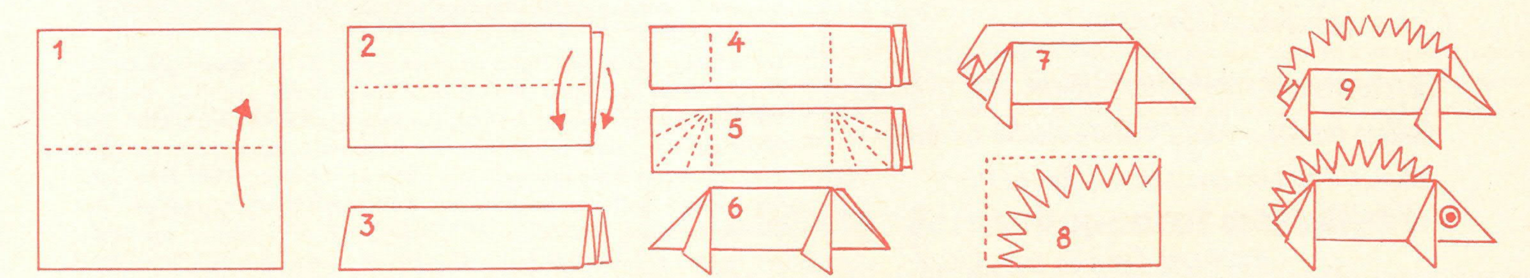
Ich wünsche mir einen Hund, der richtig bellen kann. Aber er darf nicht zu groß sein, damit er im alten Wäschekorb schlafen kann.

Herzliche Grüße von Olaf

„Ei, jei, jei!" Der Weihnachtsmann kratzte sich hinter dem rechten Ohr. „Stoffhunde habe ich genug – aber ein richtiger Hund, das ist ein Problem!" Weil nun der Weihnachtsmann eben der Weihnachtsmann ist, fand er schon am nächsten Tag einen Hund für Olaf. Aber leider probierte er den Hund vorher nicht aus – und deshalb merkte der Weihnachtsmann auch nicht, daß er einen Hund erwischt hatte, der sich immerzu fürchtete. Und gerade das ist ja bei einem Hund ein großer Fehler!

Da saß nun der kleine Hund an einer grünen Leine hinter dem dicken Geschenksack auf dem Weihnachtsmannschlitten. „Hüüü!" rief der Weihnachtsmann seinem Esel zu. „Unsere Reise kann losgehen!" Und hätte sich Ina nicht ein Kofferradio gewünscht, dann wäre vielleicht auch alles gut ausgegangen. Als aber der Schlitten über eine dicke Baumwurzel polterte, begann das Kofferradio laut zu spielen. Der kleine Hund war darüber so erschrocken, daß er rückwärts vom Schlitten in ein Schneeloch purzelte. Und als er wieder aus dem Schneeloch herausgekrochen kam, war der Weihnachtsmann mit seinem Schlitten längst verschwunden.

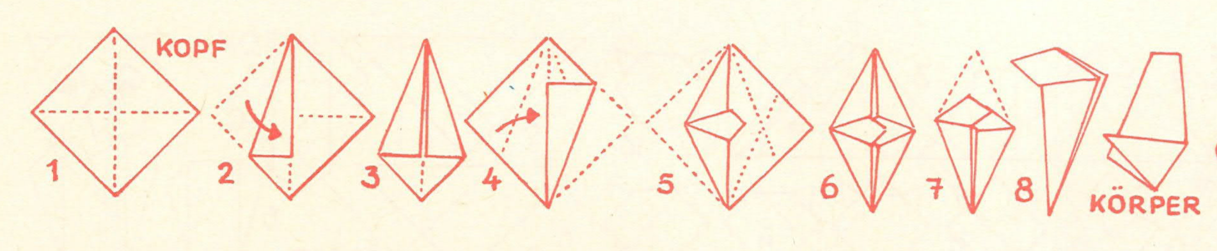
„Hilfe! Weihnachtsmann! Hilfe!" rief der kleine Hund, aber es blieb still im Märchenwald. Da tappte der kleine Hund voller Angst durch den Schnee. Immer dichter fielen die Flocken – und plötzlich fürchtete sich der kleine Hund sogar vor dem Schweigen im verschneiten Wald. Er hockte sich neben einen Kiefernbusch und zog den Schwanz ein. Und der Schnee fiel und fiel – und deckte den kleinen Hund beinahe zu.
Gerade da stapfte Borstel fröhlich über die Waldschneise. Er hüpfte von einem Bein auf das andere. Neben dem Kiefernbusch blieb Borstel stehen. „Wie hübsch!" rief er. „Mitten im Wald hat jemand einen Schneehund gebaut!" Borstel ging um den zugeschneiten Hund herum und bewunderte ihn.
„Aber den Schwanz haben sie vergessen!" sagte Borstel. Er brach einen stachligen Kiefernzweig ab und steckte ihn dem Schneehund dorthin, wo eigentlich immer der Schwanz sitzt.
„Hilfe! Es piekt! Hilfe!" rief der kleine Hund. Er schüttelte sich den Schnee aus dem Fell und rannte kopflos davon – durch das Gebüsch, über verschneite Wurzeln – immer tiefer in den Märchenwald hinein. Borstel aber stand da und wunderte sich. „Ein Schneehund, der lebendig wird – das ist ja beinahe zum Fürchten! Das muß ich gleich meiner Igelmutter erzählen!"
Und Borstel stapfte über die Waldwiese zum Igelhaus zurück.

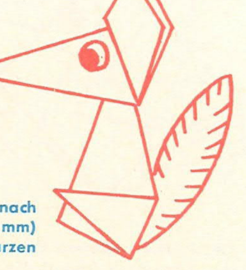


IGEL Aus dunkelbraunem oder schwarzem Buntpapier schneidet ein Quadrat (etwa 120 × 120 mm), das ihr mit der Farbseite nach unten legt. Den Abbildungen entsprechend falten. Stacheln aus einem Rechteck (65 × 45 mm) schneiden und zwischen die Mittelfalte kleben.

Am Distelhügel, gleich hinter dem Fuchshaus, hantierte Herr Fuchs mit seinem großen Holzsack herum. „Hohoho, hier liegt dürres Holz in Mengen! Das gibt eine warme Stube!" Herr Fuchs legte den Holzsack in den Schnee und stapfte zur alten Buche hinüber, um die dürren Äste zu zerbrechen.
„Knack – knack – knackknack!" schallte es durch den Winterwald. Der kleine Hund blieb zitternd stehen und lauschte.
„Knack – knack – knackknack!" klang es wieder am Distelhügel.
„Hilfe! Jemand schießt auf mich!" jammerte der kleine Hund. „Das ist ja ein ganz unheimlicher Wald!" Da entdeckte er den großen Holzsack im Schnee. Und weil gerade kein anderes Versteck zu sehen war, flüchtete der kleine Hund in den Sack hinein.

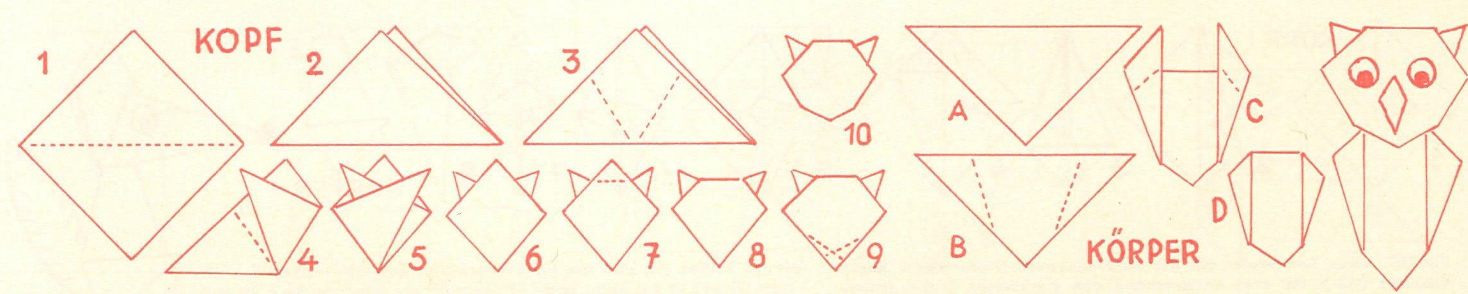
Herr Fuchs hatte inzwischen beide Pfoten voller trockener Äste gebrochen und wollte sie in den Holzsack stopfen. Als aber der kleine Hund im Sack hörte, daß fremde Schritte näher kamen, wollte er davonlaufen – aber er wühlte sich nur tiefer in den Sack hinein. Der Holzsack zappelte – und plötzlich begann er zu kullern, den Distelhügel hinunter bis auf die verschneite Waldwiese.
Herrn Fuchs standen vor Schreck alle Haare steil auf. Er schüttelte die Ohren und murmelte: „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen – ein Gespenst in meinem Holzsack!" Er ließ die dürren Äste in den Schnee fallen und lief den Distelhügel hinunter.
„Das ist ein Fall für die Waldpolizei – jawohl – für die Waldpolizei!"





FUCHS Rotes Buntpapier mit der Farbseite nach unten legen. Kopf: Quadrat (100 × 100 mm) entsprechend den punktierten Linien falten (Abb. 1). Die linke und rechte Ecke zur Mitte nach unten falten (Abb. 2 und 3). Wieder öffnen und linke und rechte Ecke nach oben falten (4). Jetzt so kniffen (5), daß die Figur 6 entsteht. Das obere Dreieck nach hinten (7) und in der Mitte falten (8). Den Körper (Quadrat 90 × 90 mm) wie für den Kater falten. Schwanz schneiden, Augen und schwarzen Punkt für Nase aufkleben.

Die Waldpolizeistation auf dem Uhubaum war leer. Herr Fuchs seufzte. „Immer, wenn man jemanden ganz nötig braucht, ist er gerade nicht da!" Herr Fuchs lief zum Waldtelefon. „1 – 4 – 4 – ist dort Frau Elster?"
„Natürlich ist hier Frau Elster!"
„Frau Elster! Frau Elster! Wir haben ein Gespenst im Wald – und es sitzt in meinem Holzsack!" Herr Fuchs stotterte vor Aufregung.
„Ein Gespenst?" kreischte Frau Elster. „Ein wirkliches Gespenst? Ich bleibe keinen Augenblick mehr allein zu Hause – keinen einzigen Augenblick mehr!"
Herr Fuchs brummte ärgerlich: „Ich frage Sie, Frau Elster – ist Herr Uhu bei Ihnen?"
„Wo brennt es denn? Hat jemand etwas gestohlen oder sich verlaufen?" fragte Herr Uhu, der gerade nach Hause gekommen war. Der Fuchs aber war noch immer so verwirrt, daß er glaubte, Herr Uhu wäre bei Frau Elster am Telefon. „Kommen Sie sofort her, Herr Uhu! Sie müssen ein Gespenst verhaften!" rief er ganz aufgeregt und hängte den Hörer auf.
„Wie wäre es denn mit ein paar Baldriantropfen?" Der Uhu legte Herrn Fuchs von hinten seinen Flügel auf die Schulter.
„Das Ge . . Ge . . Gespenst!" stotterte Herr Fuchs und drehte sich ganz langsam um. Der Uhu lachte. „Bitte keine Einbildungen, Herr Fuchs!"
Da setzte sich Herr Fuchs erschöpft in den Schnee und erzählte die Geschichte vom Gespenst im Holzsack noch einmal. Und Uhu hörte aufmerksam zu.



UHU Aus braunem Buntpapier für den Kopf ein Quadrat (100 × 100 mm) und den Körper ein Dreieck (Seitenlängen etwa 90 mm) schneiden. Wie ihr falten müßt, zeigen die Abbildungen. Die Farbseite vor dem Falten nach unten legen. Dann: weißes Auge mit schwarzem Punkt, gelber Schnabel.

„Hallo, hallo, Herr Fuchs!" schrie Frau Elster und zerrte das Telefon aufgeregt hin und her. Dann ließ sie den Hörer fallen, packte ihren Regenschirm, stopfte drei bunte Glasmurmeln, ein Handtuch und ein Glas eingeweckte Birnen in ihre Reisetasche und hüpfte aufgeregt den Waldweg hinunter. An jeder Wegkreuzung blieb sie stehen und lauschte ängstlich.

So kam Frau Elster am Distelhügel vorbei bis zum Fuchshaus. Gerade da fuhr der Winterwind in das hohle Astloch der alten Eiche und heulte darin fürchterlich. „Das Gespenst! Das Gespenst!" schrie Frau Elster, verlor ihren Regenschirm, stolperte über ihre Reisetasche und flüchtete in das Fuchshaus hinein.

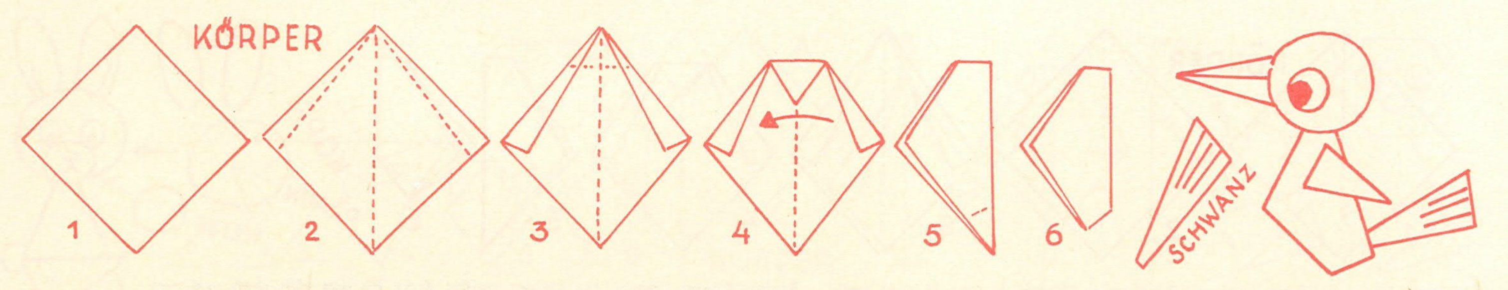
Im Fuchshaus war niemand. Da schob Frau Elster den alten Lehnstuhl vor die Tür. Zitternd hockte sie sich hinter den Kohlenkasten und lauschte auf die Geräusche im winterlichen Märchenwald.

Da tappten Schritte um das Fuchshaus. Die Türklinke bewegte sich. Zitternd bedeckte Frau Elster mit ihren Flügeln die Augen. Herr Fuchs aber zerrte ärgerlich an der Türklinke herum. Er holte eine Stange aus dem Holzschuppen und rammte sie mit Uhu gegen die Tür. Da polterte der Lehnstuhl zu Boden, und die Tür sprang auf. „Packt das Gespenst!" rief Herr Fuchs aufgeregt.

„Bin ich jetzt verhaftet?" jammerte Frau Elster. „Nein!" lachte Uhu. „Aber warum stellen Sie einen Lehnstuhl vor fremde Türen?"

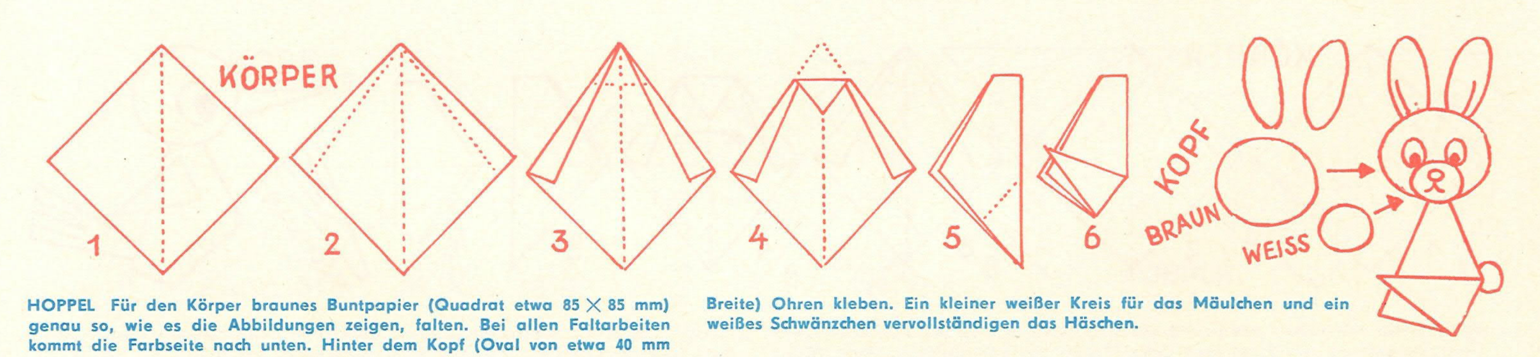
„Weil ich mich vor dem Gespenst fürchte!" flüsterte Frau Elster verlegen. „Wo ist es denn überhaupt?"

„Das kann man bei einem Gespenst nie genau wissen!" sagte Herr Fuchs und schloß vorsichtshalber die Fensterläden.



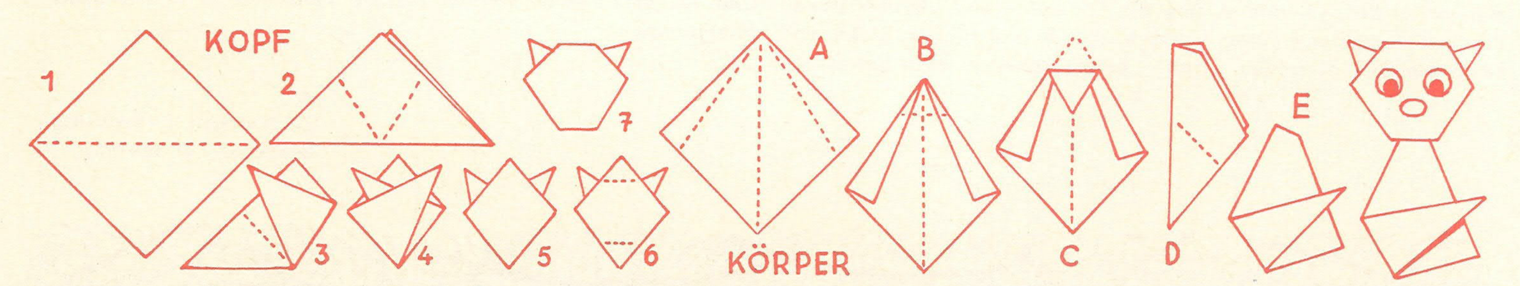
ELSTER Für den Körper schwarzes Buntpapier (etwa 65 × 65 mm) den Abbildungen entsprechend an den punktierten Linien falten. An den schwarzen Kopf (Durchmesser ungefähr 30 mm) Dreieck (grau und schwarz) als Schnabel kieben. Flügel und Schwanz ankleben. Das Auge nicht vergessen!

Da ging die fahle Wintersonne hinter dem Distelhügel schlafen, und die Dämmerung malte blaue Schatten in den weißen Schnee. „Stapf, stapf, durch hohen Schnee kommt der Weihnachtsmann gegangen!" sang Hoppel und zog seinen Rodelschlitten über die Waldschneise.
„Huuhuuhuuuuu!" heulte es leise. Hoppel blieb stehen. „Weint da jemand?" fragte er laut. Es war ganz still, nur der Winterwind schaukelte auf den verschneiten Kiefernzweigen. Hoppel nahm die Schlittenschnur fest in die Pfoten und pfiff vor sich hin.
„Huuhuuhuuuuu!" heulte es lauter. „Da weint doch jemand!" Hoppel stellte entschlossen den Schlitten unter eine Kiefer und sah sich um. Gleich neben dem Waldweg lag ein Holzsack.
„Huhuhuuu!" heulte der Sack und zitterte. „Das ist doch merkwürdig!" Hoppel legte seine Pfote an die Nase. „Ein Holzsack kann doch gar nicht weinen!" Hoppel öffnete den Sack und zog den kleinen Hund am Schwanz heraus. „Das habe ich mir doch gleich gedacht, daß jemand im Sack sitzt!" Hoppel sah den kleinen Hund verwundert an. „Wer bist du? Warum weinst du? Und wie kommst du in den Märchenwald?"
„Das sind zu viele Fragen auf einmal – das verwirrt mich!" schluchzte der kleine Hund. „Und außerdem fürchte ich mich!"
„Wie wäre es denn mit einem Eierkuchen?" fragte Hoppel. „Sehr gut!" flüsterte der kleine Hund. Da lud Hoppel den Holzsack auf den Schlitten, setzte den kleinen Hund auf den Holzsack und zog Hund und Holzsack und Schlitten durch den dämmrigen Winterwald nach Hause.



HOPPEL Für den Körper braunes Buntpapier (Quadrat etwa 85 × 85 mm) genau so, wie es die Abbildungen zeigen, falten. Bei allen Faltarbeiten kommt die Farbseite nach unten. Hinter dem Kopf (Oval von etwa 40 mm Breite) Ohren kleben. Ein kleiner weißer Kreis für das Mäulchen und ein weißes Schwänzchen vervollständigen das Häschen.

Kater Mauz stand am Herd und goß gelben Eierkuchenteig in die große Pfanne. Der Eierkuchenteig schlug Blasen und duftete durch das ganze Haus. „Das Prachtstück ist für Hoppel!" sagte Kater.
Da öffnete sich die Tür, und Hoppel schob den kleinen Hund in die Küche. „Aha!" lachte Mauz. „1 plus 1 plus 1 ist 3! Also muß ich noch zwei Eierkuchen backen!"
Endlich dufteten drei knusperbraune Eierkuchen auf dem Tisch. Da klopfte es, und Borstel steckte seinen Kopf in die Küche. „Ich habe einen lebendigen Schneehund gesehen!" rief er aufgeregt.
„Iß einen Eierkuchen mit, das beruhigt!" Kater goß wieder gelben Eierkuchenteig in die große Pfanne. Aber kaum hatten sich die vier an den Tisch gesetzt, wurde die Tür weit aufgerissen.
„Ist hier ein Gespenst?" rief Herr Fuchs. Uhu sah gleich hinter den Küchenschrank und schüttelte den Kopf. „Nein, hier ist es auch nicht!"
„Nun muß ich noch zwei Eierkuchen backen!" Mauz band sich die bunte Küchenschürze fester und holte zwei Teller aus dem Schrank. Als gerade alle mit den Gabeln klapperten, ging die Tür wieder auf, und Frau Elster hüpfte in die Küche. „Bin ich eingeladen?" rief sie gleich, als sie die duftenden Eierkuchen sah. Mauz stand auf, band sich die Küchenschürze noch fester und goß wieder gelben Eierkuchenteig in die große Pfanne.
Der Mond über dem Distelhügel wunderte sich sehr. Im ganzen verschneiten Märchenwald duftete es nach Eierkuchen.



KATER Schwarzes Buntpapier, Farbseite nach unten. Kopf: Ein Quadrat von etwa 100 mm Seitenlänge den Abbildungen entsprechend falten. Körper: Quadrat von etwa 85 mm Seitenlänge. Augen und Nase aufkleben.

Als Herr Fuchs seinen Eierkuchen gegessen hatte, schlug er mit der Pfote auf den Tisch. „Jetzt geht es dem Gespenst an den Kragen! Ein voller Magen macht doppelt soviel Mut!" Gleich begann der kleine Hund wieder zu zittern – zuerst mit den Ohren und dann mit allen vier Pfoten zugleich. Hoppel aber lachte: „Herr Fuchs, das Gespenst sitzt doch neben Ihnen!" Herr Fuchs sprang erschrocken auf und sah den kleinen Hund verwirrt an.

„Es war doch nur, weil ich so große Angst hatte!" stotterte der kleine Hund verlegen. „Angst verdirbt den Charakter!" Herr Fuchs schlug mit der Gabel auf den Teller. „Und du bringst den ganzen Märchenwald durcheinander – und das ausgerechnet vor Weihnachten!"

Gerade da klopfte es dreimal gewaltig gegen die Tür. Der kleine Hund flüchtete gleich hinter den Herd. „Hiergeblieben!" rief Hoppel und hielt den kleinen Hund am Schwanz fest. „Du wolltest doch mutiger werden!" Knarrend ging die Tür auf – und plötzlich stand der Weihnachtsmann mitten in der Küche. Borstel begann gleich ein Weihnachtslied zu singen. „Halt – soweit ist es ja noch gar nicht, wenn es überhaupt jemals soweit kommt in diesem Jahr!" Der Weihnachtsmann schüttelte besorgt den Kopf. „Mir fehlt nämlich ein Weihnachtsgeschenk!" Der kleine Hund tappte tapfer zwei Schritte vor. „Hier bin ich!" Da steckte der Weihnachtsmann den kleinen Hund in seine tiefe Manteltasche. „Damit du mir nicht noch einmal verlorengehst!" brummte er.

Mauz zupfte den Weihnachtsmann am Bart. „Darf man eigentlich einem Weihnachtsmann auch etwas schenken?" „Es ist zwar nicht die Regel, aber versuchen könnten wir es ja einmal!" lachte der Weihnachtsmann. „Was ist es denn?"

„Ein Eierkuchen!" sagte Mauz. „Ein dicker, knuspriger Eierkuchen!" Und so kam es, daß in diesem Jahr der Weihnachtsmann auch ein Weihnachtsgeschenk bekam. „Das könnte ruhig in Mode kommen!" schmunzelte der Weihnachtsmann und strich sich seinen Bart.

Und vor dem Fenster tanzten tausend Flockensterne in der kalten Winternacht.

Zeichnungen: I. Meyer-Rey
Basteleien: O. Sperling

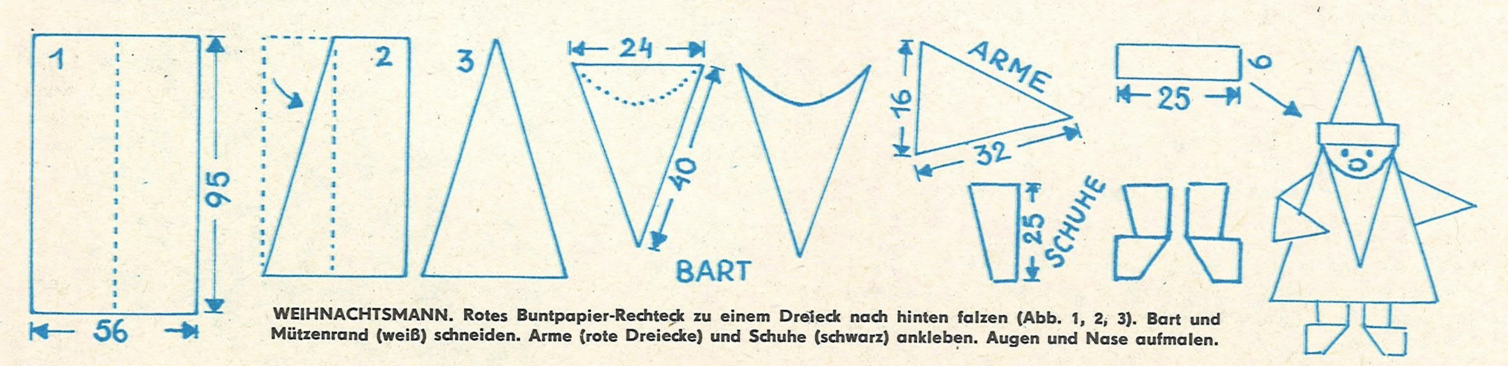


Wer faßt den Dieb?

Beim lustigen Eierkuchenschmaus ist ein Eierkuchen verschwunden. Das ist eine schlimme Sache! Sollte etwa einer der Märchenwaldbewohner ihn genommen haben? Ich habe so viel darüber nachgedacht, daß mir schon vor dem ersten Strahl der Morgensonne die Augen zugefallen sind.
Irgendeiner unserer Bewohner ist dem Dieb auf der Spur. Nur weiß ich nicht, wer es ist. Könnt ihr mir helfen, beide zu finden?
Klebt den Eierkuchendieb in den Käfig der Waldpolizei und darunter oder daneben den „Märchenwald-Detektiv"!

Euer Onkel Uhu

Ich habe bei „Frösi", 108 Berlin, Kronenstraße 30/31, eine „Waldpolizei"-Nebenstelle eingerichtet, damit wir den frechen Dieb gemeinsam fassen! Zu den 100 Siegern kommt eines der Waldtiere persönlich ins Haus!



WEIHNACHTSMANN. Rotes Buntpapier-Rechteck zu einem Dreieck nach hinten falzen (Abb. 1, 2, 3). Bart und Mützenrand (weiß) schneiden. Arme (rote Dreiecke) und Schuhe (schwarz) ankleben. Augen und Nase aufmalen.



Achtung!

Meine Verkleidung haben die Genossen von der Fachschule des Ministeriums des Innern in Aschersleben sofort durchschaut. Kein Wunder, hier werden in zweijährigem Studium Offiziere unserer Volkspolizei ausgebildet! Die lassen sich nicht übers Ohr hauen. Im nächsten Jahr wird diese Schule zwanzig Jahre alt. Bis dahin will die FDJ-Organisation den Ehrennamen „Bernard Koenen" erringen. Kollektive der sozialistischen Gemeinschaftsarbeit wurden gebildet,

1. Hier seht ihr, wie Fingerabdrücke sichergestellt werden. In einem Erlenmeyerkolben wird Jod erhitzt. Über einen Zerstäuber gelangen die Joddämpfe auf die Stelle, wo der Kriminalist Fingerspuren vermutet.

2. Soll bei einem Einbruchdiebstahl geklärt werden, welches Werkzeug der Täter benutzte, muß natürlich das Schloß ausgebaut werden. Auch das muß ein angehender Kriminalist beherrschen. (Vielleicht auch jene unter euch, die dauernd ihre Schlüssel verlieren?)

3. Um später den Täter überführen zu können, werden seine Spuren am Tatort fotografiert. In diesem Kabinett wird der Umgang mit Reproduktionsgeräten geübt. Im Vordergrund seht ihr das Werkzeug des Einbrechers und das beschädigte Schloß.

4. Ob ihr hier mithalten könntet? Die Geländeausbildung erfordert wirklich ganze Kerle. Aber Wasserläufe oder andere natürliche Hindernisse sind für die Genossen von der Aufklärungs- und Suchgruppe kein Problem. Übung macht eben Meister!

5. Hier könnt ihr euch etwas abgucken! Dieses Sprachkabinett haben die Offiziersschüler von Aschersleben selbst gebaut! Das Studium der russischen Sprache gehört ebenso zu den Lernfächern wie beispielsweise Spurensicherung, Physik, Topographie oder Gesellschaftswissenschaften!

Spuren!

damit dieses Ziel auf alle Fälle erreicht wird. Und die Anforderungen an die jungen Offiziersschüler sind nicht von Pappe! Täglich acht Stunden volles Programm! Schaut euch einige Ausschnitte aus Theorie und Praxis an. Aber vorher noch ein Wort an junge Kriminalisten: Wieviel Zeit braucht ihr, um aus den abgebildeten zehn Schuhen ein Paar herauszufinden?
Viel Spaß! Euer Droll.



6. Auf diesem Bild seht ihr eine Unterrichtsstunde: Fußspuren werden ausgewertet. Wichtig sind für die Identifizierung Längen- und Breitenmaße der Fußbekleidung vom Täter. Als Vergleich das Gutachten des Sachverständigen. Ihr habt sicher bemerkt, daß es an dieser Schule viele weibliche Offiziersschüler gibt!

7. Ein Gipsabdruck und der Schuh einer als Täter in Frage kommenden Person. An Hand eines Vergleichs kann die Schuld oder die Unschuld festgestellt werden. Ihr seht – die Offiziersschülerinnen des 1. Lehrjahres nehmen den kriminaltechnischen Unterricht sehr ernst.

8. In der Turnhalle geht's manchmal zu wie beim Kosmonautentraining. Ehrenwort. Und das zahlt sich nicht nur für den anstrengenden Dienst aus: Fußballer, Judokas und die Schützen sind sehr erfolgreich. Die Handballauswahl der Fachschule errang beim V. Deutschen Turn- und Sportfest eine Goldmedaille!

9. Egal, ob der zukünftige Unterleutnant als Verkehrspolizist, Transportpolizist, Schutzpolizist oder bei der Kriminalpolizei eingesetzt wird – im Einsatz für die Bevölkerung unseres Staates muß er immer auf der Höhe sein.

10. Junge Talente leitet Genosse Glass im Grafikzirkel an. Sicher werdet ihr sagen – jeder kann nicht zeichnen. Für die anderen gibt es nach dem Dienst einen Spielmannszug, eine Singegruppe und den Chor, der Pfingsten 1970 im Brandenburgischen Konzert mitwirken durfte!

Fotos: J. Bernd, Zeichnungen: P. Wongel

Immer der Nase nach!

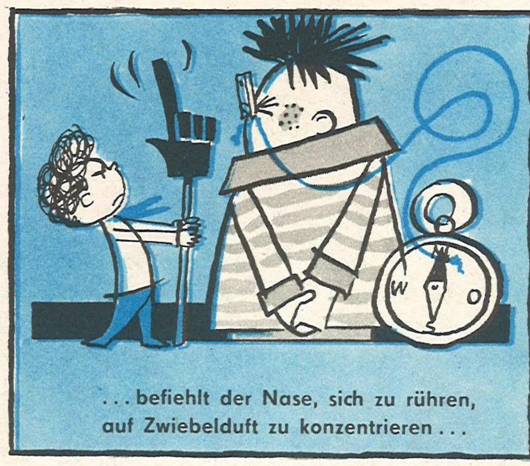


Man nehme in der ersten Phase ein Riechorgan (hier Tütes Nase).

Die Arbeiter auf den Bohrtürmen, die Mechaniker an den Rammen und die Matrosen des Kranschiffes staunten nicht wenig, als der TÜMÄX-SPEZIAL plötzlich aus dem Himmel über dem Kaspischen Meer gesaust kam und vor ihnen wasserte. "Wo wollt ihr denn hin?" rief ein blonder Wuschelkopf von Bord des Kranschiffes (1).
"Das ist bestimmt der Komsomolsekretär", sagte Mäxchen und forderte den Dicken auf: "Beginn mit den Verhandlungen, das ist unser Mann!" "Hatschi!" machte der Dicke, und so kam es auch aus dem Lautsprecher des Spracheninduktors. Weil der Dicke aber die Taste RUSSISCH/DEUTSCH gedrückt hatte, verstand der Blondkopf auch sofort die Antwort: "Zur Quelle der Freundschaftsleitung Drushba." Der Blondkopf rief auf Deutsch zurück: "Freundschaft!" "Drushba!" rief jetzt ebenfalls ein Erdölarbeiter mit einer Schirmmütze und einem flotten schwarzen Bärtchen.



Von diesem legt man eine Litze bis hin zur Kompaßnadelspitze ...



... befiehlt der Nase, sich zu rühren, auf Zwiebelduft zu konzentrieren ...



... und siehe da: Die Nadel zittert dorthin, wo sie die Zwiebel wittert!

"Auf Aserbaidshanisch heißt das..." (2) In seiner Aufregung fand der Dicke nicht den Knopf ASERBAIDSHANISCH. "Da hast du dir aber eine schöne Apparatur ausgedacht", stotterte er Mäxchen wütend an. "Hatschi!" - "Hatschi!" hallte es übers Meer. "Na sdorowje!" wünschte der Blondkopf - Gesundheit - und freute sich über die Anerkennung. "Ja, unser Kranschiff ist eine schöne Apparatur! (3) Damit stellen wir 250 Tonnen schwere Metallkonstruktionen in das Meer, dort, wo es fünfzig Meter tief ist. Sie ragen ebensoweit über der Wasseroberfläche, werden dann ruck-zuck verschweißt, bekommen eine Plattform und darauf setzen wir noch einen Bohrturm! Aber an der Quelle der Freundschaftsleitung befindet ihr euch hier nicht, da habt ihr euch verflogen. Funktioniert euer Kompaß nicht?"

"Mäxchen hat einen Riechkompaß konstruiert, ihn auf Erdöl eingestellt und während des Fluges mit meiner Nase kombiniert. Solange er Erdöl wittert, muß ich niesen. Hatschi!"

"Ja, unser Erdöl ist noch zu riechen", rief der Schirmbemützte, "besonders hier im Meer bricht es immer wieder einmal aus dem Boden, und da ist es nicht so einfach wie an Land, die wilde Quelle zu bändigen. Zur Freundschaftsquelle aber wird euch der Riechkompaß nicht hinführen. Fliegt nur über das Meer bis zur Wolgamündung, und dann immer den Fluß und die Staumeere

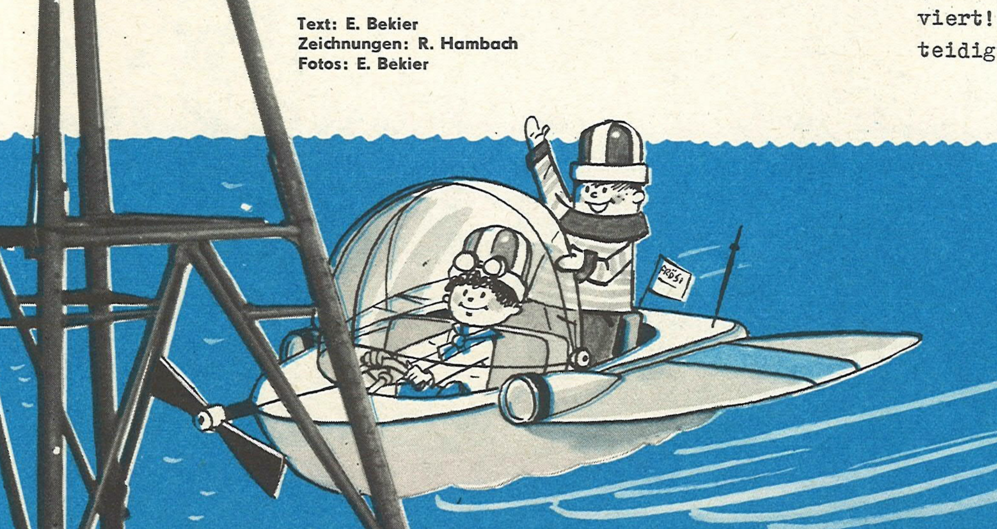


2

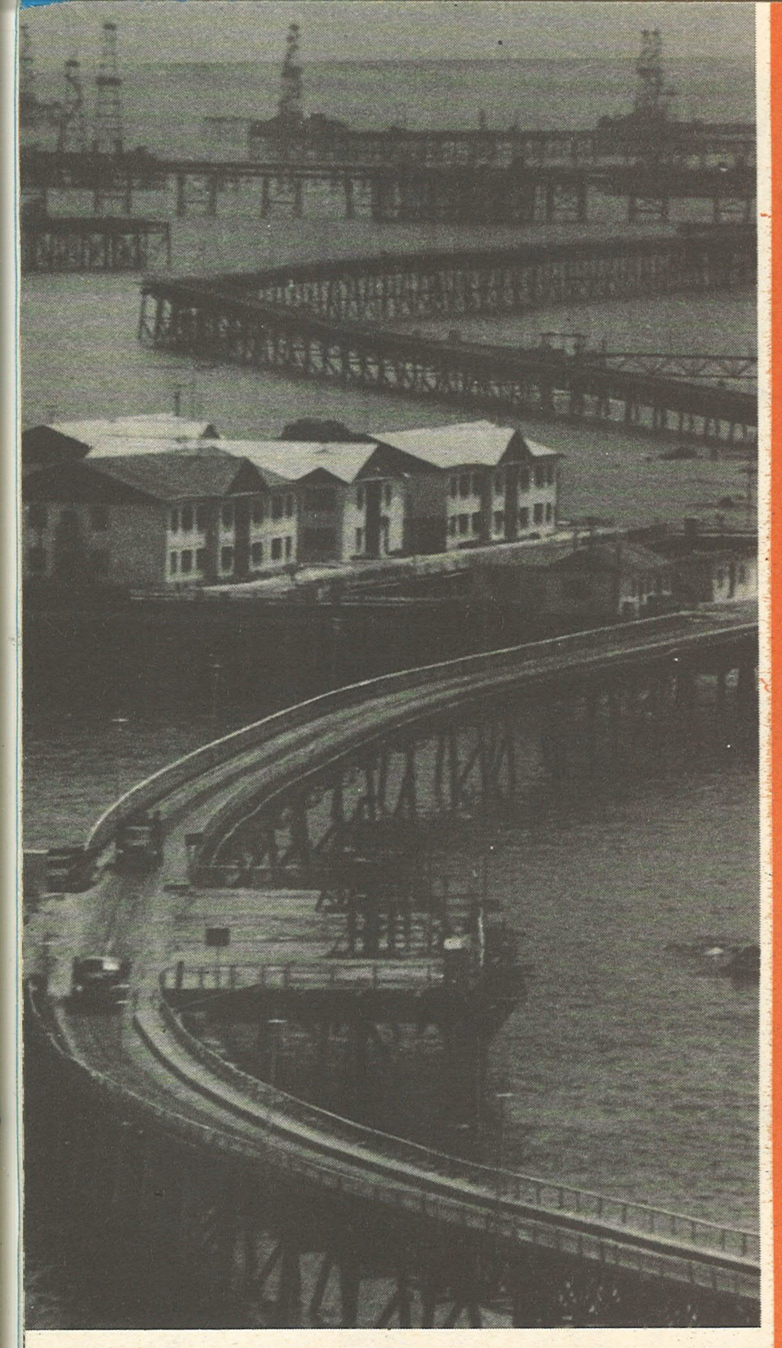
herauf, insgesamt noch einmal ungefähr 4.000 km, das ist nicht zu verfehlen. Hatschi! Hatschi!"

"Der Induktor hat Masse mit dem Riechkompaß", rief Mäxchen erschrocken und schaltete schnell seine beiden letzten Erfindungen aus. "Na sdorowje", riefen die Arbeiter zum Abschied. "Freundschaft!" rief der Aserbaidshaner, "ich verstehe eure Sprache, denn eure Studenten haben in meiner Brigade in Baku ihr Praktikum absolviert!" - "Der Abstecher hat sich aber gelohnt", verteidigte Mäxchen seine Fehlkonstruktion, als der

Text: E. Bekier
Zeichnungen: R. Hambach
Fotos: E. Bekier

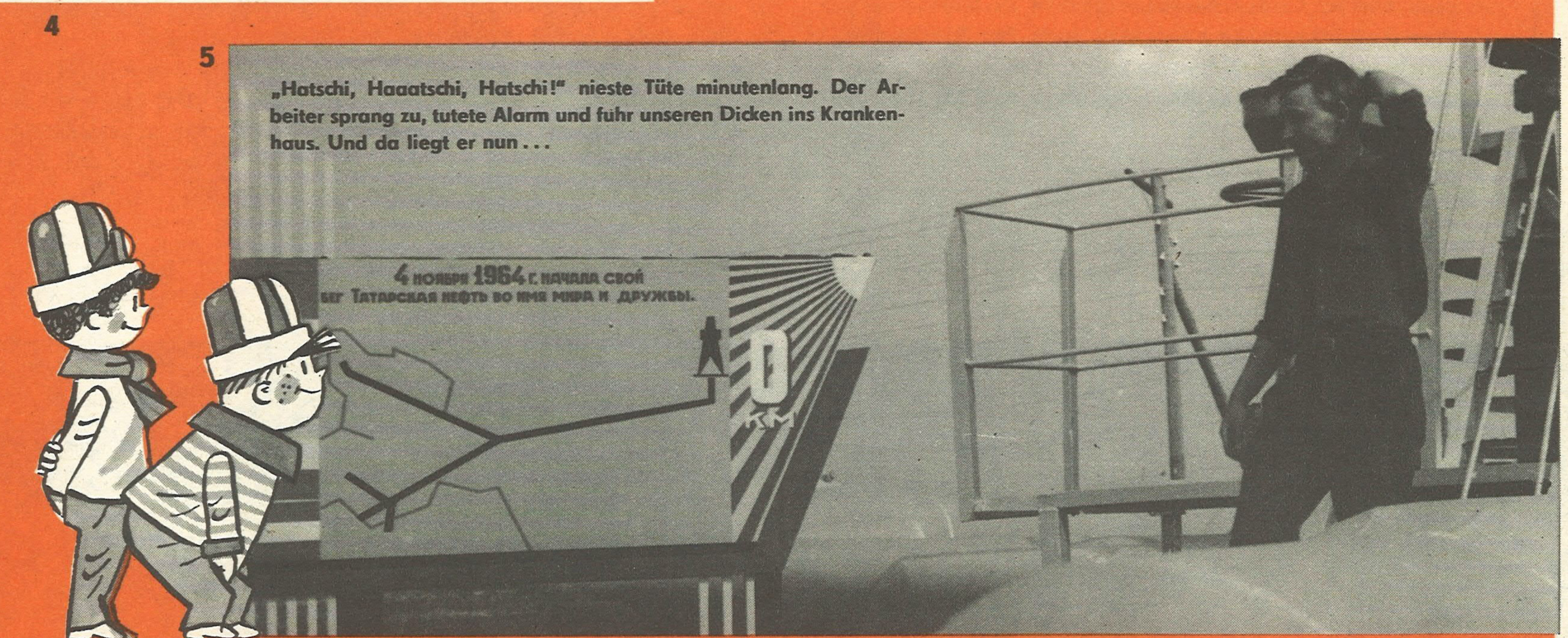


TÜMÄX-S noch eine Runde über der einzigartigen Pfahlbaustadt im Kaspischen Meer zog (4). Siebentausend Menschen leben und arbeiten hier, 120 Kilometer vom Festland entfernt! Das ist einzigartig! Zweistöckige Wohnhäuser, Geschäfte, Zeitungskioske, ein Hubschrauberlandeplatz und über 170 Kilometer Straßen. Und die ganze Stadt auf Stahlrohren über dem Meer ragend, auf denen Last- und Personenwagen und sogar Eisenbahnzüge fahren, von einer "Siedlung" zur anderen. - - -
Der junge Arbeiter an der Freundschaftsquelle freute sich (5), als er von dem Umweg hörte. "Die Bakuer haben uns geholfen, die tatarischen Erdölvorkommen zu erschließen. Jetzt arbeiten unsere Fachleute dafür im Hohen Norden an der Eismeerküste." - "Da siehst du, wohin uns dein Riechapparat überall hätte hinleiten können!" sagte der Dicke. - "Stellt ihn doch auf dem Rückflug einfach auf STAHL ein", riet der Tatar, "dann wird er euch über die 4.000 Kilometer langen Leitung direkt nach Schwedt führen und ihr kommt dort noch zum Jubiläum zurecht." - "Wieso das?" wollte der Dicke wissen.
"Nun, am 4. November 1964 floß das erste Öl aus dieser Leitung. Es brauchte für die Strecke nach Schwedt 21 Tage und fließt seitdem ununterbrochen. Allein in den letzten fünf Jahren, von 1966 bis 1970 waren es 36 Millionen Tonnen, das sind 2.000 Kilo pro Nase eurer Bevölkerung. Was habt ihr denn damit alles gemacht?"
Diese Frage brachte Tüte und Mäxchen in Verlegenheit. "Hast du 2.000 Kilo Öl bekommen?" flüsterte Tüte. - "Auf nach Schwedt!" überschrie Mäxchen diese Frage, schwang sich in den TÜMÄX-S und rief: "Wir schicken einen ausführlichen Bericht!"
Tüte verabschiedete sich mit einem "Hatschi!" - und Mäxchen hatte den Stahlriecher wieder an dessen Nase gekoppelt.



4

5



„Hatschi, Haaatschi, Hatschi!" nieste Tüte minutenlang. Der Arbeiter sprang zu, tutete Alarm und fuhr unseren Dicken ins Krankenhaus. Und da liegt er nun . . .

Es war einmal ein Junge, der nicht auf seinen Vater hören konnte. So schien sein Brotlaib verloren. Da schlug ihm der gerissene Glattkinn vor: „Wir wollen um die Wette lügen, und wer besser lügen kann, bekommt den ganzen Laib."

„Frösi" garantiert groß und klein mit diesem serbischen Märchen einen heiteren Familien-Silvesterabend. Gesucht werden 5000 Meter Silvestergarn! Wer spinnt und flunkert noch besser?

Lügen um die Wette

Der Junge wußte wohl, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als darauf einzugehen, denn wer A sagt, muß auch B sagen. Also antwortete er wiederum: „Von mir aus!" und fügte hinzu: „Du bist zuerst dran. Fang an!"

Da begann Glattkinn zu lügen, was das Zeug hielt, flunkerte ihm dies und jenes vor, log und log, bis er sich satt und müde gelogen hatte.

Als er aufhörte, sagte der Junge: „Ei, Glattkinn, wenn das alles ist, was du zustande bringst, dann erscheint mir das recht mager. Jetzt bin ich dran. Spitz die Ohren; denn was ich dir erzähle, ist alles wahr bis aufs I-Tüpfelchen! Hör zu:

In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Tattergreis war, hatten wir zu Hause eine Menge Bienenstöcke; die zählte ich jeden Morgen. Und siehst du, während ich die Bienen immer bis auf die letzte abzählte, kam ich bei den Bienenstöcken nie ans Ende. Eines Tages, während ich so meine Bienen zähle, merke ich auf einmal, daß mir mein schönster Bienerich fehlt. Gleich sattle ich unseren Gockelhahn, schwinge mich auf seinen Rücken und zieh aus, den Bienerich zu suchen. Auf seiner Spur komm ich ans Meer; da ist er aber gerade schon übers Wasser geflogen, und schleunigst reite ich ihm nach. Am andern Ufer angekommen, seh' ich einen Mann sein Hirsefeld pflügen, und vor seinen Pflug ist mein Bienerich gespannt! Er hat ihn sich eingefangen.

‚He', ruf ich ihm zu, ‚wie kommst du zu meinem Bienerich? Dieser Bienerich gehört mir!'

Der Mann sagt ganz ruhig: ‚Ei, Söhnchen, wenn er dir gehört, so nimm ihn dir doch.'

Und er gibt mir meinen Bienerich zurück und schenkt mir obendrein eine große Tasche voll Hirse.

Ich hänge mir die Tasche über die Schulter, nehme dem Gockelhahn den Sattel vom Rücken, werfe ihn dem Bienerich über und reite nun auf meinem schönen Bienerich nach Hause.

Den Gockel führe ich an der Leine mit, so daß er sich ausruhen kann. Über dem Meer reißt mir ein Riemen an der Tasche, und die ganze Hirse rieselt hinunter ins Wasser. Als es Nacht wird, kommen wir an Land. Ich steige aus dem Sattel und schicke meinen Bienerich zum Weiden auf die nächste Wiese. Den Gockel binde ich an einen Pflock, gebe ihm Heu und lege mich in der Nähe zum Schlafen nieder.

Am nächsten Morgen steh ich auf und sehe, daß Wölfe dagewesen sind. Sie haben meinen Bienerich geschlachtet, haben ihn aufgefressen und sind fortgelaufen. Und hinter ihnen her



zieht sich sein Honig! Alles, alles ist voll davon: Unten im Tal reicht er bis an die Knöchel und oben auf dem Berg bis ans Knie! Jetzt frage ich mich: Wohin soll ich den Honig füllen?

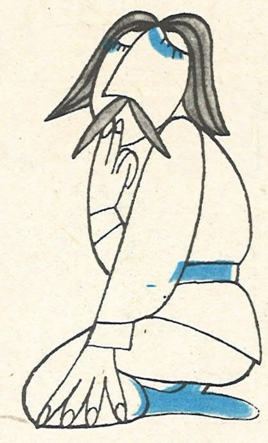
Da fällt mir die kleine Axt ein, die ich bei mir trage. Ich hole sie hervor und geh' in den Wald; vielleicht kann ich ein Tier fangen und ihm den Balg abziehen. Und stell dir vor! Es kommen tatsächlich zwei Rehe dahergehüpft, alle beide auf einem einzigen, gemeinsamen Bein!

Rasch nehme ich die kleine Axt, hau' ihnen das Bein weg, fange sie ein und streife ihnen die Bälge ab. Es sind sogar drei! In die drei Bälge fülle ich all den Honig, binde sie dem Gockelhahn auf den Rücken und bringe so den Honig nach Hause. Daheim angekommen, sehe ich meinen Vater in der Wiege liegen. Er ist eben geboren, und man schickt mich zum lieben Gott um Weihwasser.

Ja, wie aber komm' ich den Himmel hinauf? Da fällt mir die Hirse ein, die ins Meer gerieselt ist. Ich laufe hin, und – denk dir: Statt ins Wasser ist sie auf feuchte Erde gefallen und hinaufgewachsen bis zum Himmel! Nun klettre ich einfach an den Hirsehalmen hinauf. Aber wie ich oben ankomme, ist die Hirse inzwischen reif geworden, und der liebe Gott hat sie abgesichelt, zu Mehl gemahlen und sich einen Kuchen daraus gebacken; den brockt er sich gerade in ein Töpfchen mit heißer Milch und fängt zu essen an. Ich sage zu ihm: ‚Gott segne es dir!' – ‚Gott segne dich!' antwortet er und reicht mir ein Kännchen mit Weihwasser hin. ‚Gott vergelt's!' sage ich, nehme das Weihwasser und will damit wieder auf die Erde zurück. Aber ich habe Pech! Ein Platzregen ist niedergegangen, das Meer ist über die Ufer getreten und hat meine Hirse überschwemmt und weggespült! Da steh ich nun und weiß nicht, wie ich hinunterkommen soll. Hei! Wozu habe ich denn meine langen Haare? Wenn ich stehe, reichen sie bis auf den Boden, wenn ich sitze, bis zu den Ohren. Also nehme ich mein Taschenmesser, schneide mir Haar um Haar vom Kopf, knüpfe schön eins an das andere und gleite an dem Haarseil immer tiefer nach unten.

Plötzlich wird es aber stockfinster. Die Nacht hat mich überrascht. Da mache ich fix in das Haar, bei dem ich eben bin, einen Knoten und setze mich zum Übernachten darauf zurecht. Aber ohne Lagerfeuer ist es langweilig! Steine zum Feuerschlagen habe ich ja, nur Holz habe ich keins. In meiner Weste steckt doch eine Nähnadel, fällt mir ein. Ich ziehe sie heraus, spalte sie in Späne und zünde mir ein tüchtiges Feuer an. Daran wärme ich mich schön auf, dann lege ich mich daneben zum Schlafen nieder.

Aber während ich schlafe, geschieht noch ein Unglück: Ein Funken springt auf das Haar über, es verbrennt und ich sause hinunter wie ein geölter Blitz, stracks mit dem Kopf in die Erde hinein! Bis an den Gürtel stecke ich im Boden, und ich fange an, mich wie ein Korkenzieher zu drehen und zu winden, um mich herauszukriegen. Doch es geht einfach nicht! Also lauf' ich wie der Wind nach Hause, nehme einen Spaten aus dem Schuppen, kehre zurück, und im Nu hab' ich mich ausgegraben! Nun gehe ich mit dem Weihwasserkännchen heimwärts. Da sehe ich schon von weitem, daß auf unserem Feld das Getreide geschnitten wird. Es ist ein furchtbar heißer Tag! Die Schnitter sind rot wie glühende Öfen und dampfen wie Nebelschwaden.


Zeichnungen: Bofinger

„Ihr vergeßt wohl, daß wir eine Stute haben, die zwei Tage lang und einen Vormittag breit ist und der Weidenbäume auf dem Rücken wachsen?' rufe ich zum Feld hinüber. ‚Holt sie doch, damit sie euch Schatten spendet!'

Kaum hat mein Vater das gehört, rennt er schnurstracks in den Stall und kommt mit der Stute wieder. Ihr Schatten breitet sich über das ganze Feld, und die Schnitter sicheln jetzt gemächlich weiter. Ich aber gehe mit einem Tonkrug zum Bach, um Wasser zu holen. Donnerwetter! Der Bach ist zugefroren! Was nun? Rasch entschlossen nehme ich meinen Kopf von den Schultern, schlage damit ein Loch ins Eis und schöpfe frisches Wasser. Wie mich die Schnitter erblicken, rufen sie alle wie aus einem Munde: ‚Wo hast du denn deinen Kopf gelassen?'

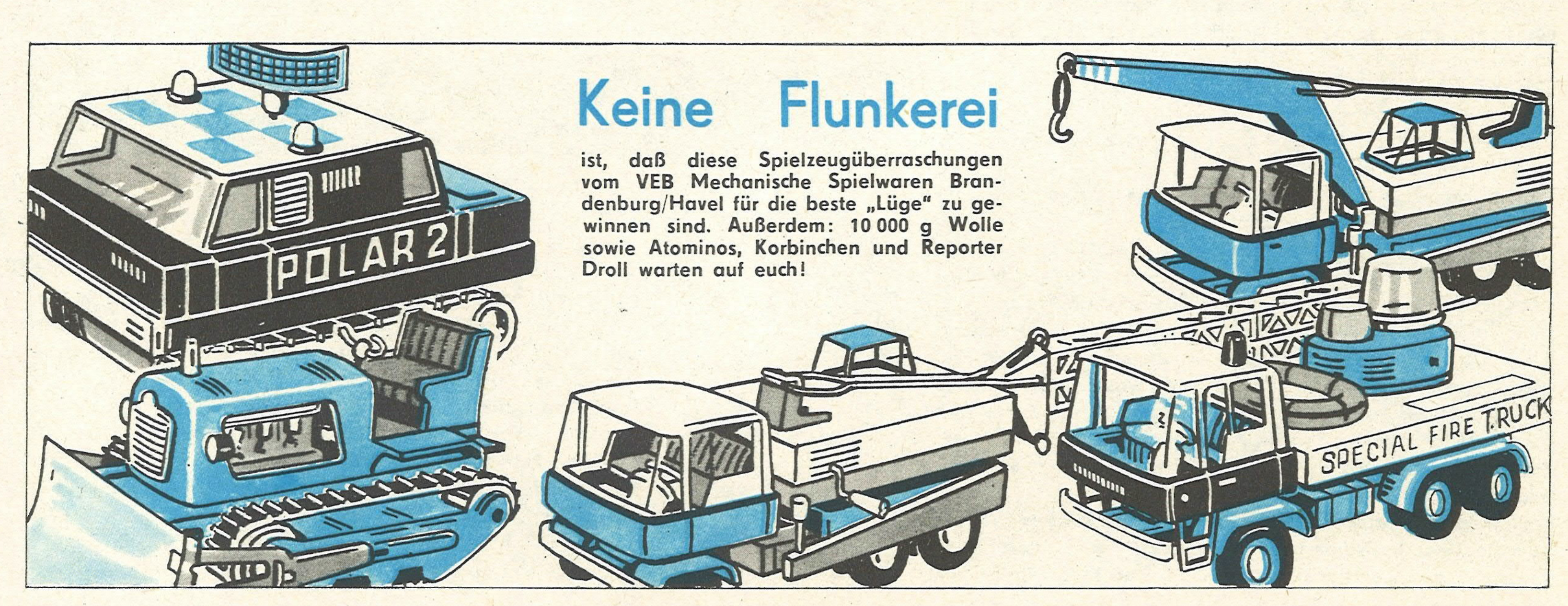
Ich greife mit den Händen danach – er ist nicht da! Ich habe ihn am Bach gelassen! Blitzschnell laufe ich zurück. Na, das ist eine schöne Bescherung! Inzwischen ist ein Fuchs gekommen, hat sich aus meinem Schädel das Hirn genommen. Leise, leise schleiche ich mich von hinten an ihn heran, und puff! – kriegt er einen Tritt. Der Fuchs wird kreideweiß vor Schreck und setzt ein Häufchen ins Gras. Und was meinst du, was ich darin finde? Einen versiegelten Brief vom Schiedsgericht!

Ich breche das Siegel auf. In dem Brief steht geschrieben: Ich bekomme den Brotlaib und Glattkinn einen Dreck!"

Damit erhob sich der Knabe, nahm seinen Brotlaib unter dem Arm und ging nach Hause.

Glattkinn aber saß da, sperrte Mund und Augen auf und starrte ihm nach.

5000 m Silvestergarn gesucht! Wer wickelt seine Meter und Zentimeter auf unser großes Redaktionsknäuel? Jedes Familienmitglied darf einmal im Jahr eine Lüge auftischen, und zwar zu Silvester! Die beste „Familienlüge" darf an „Frösi" gesandt werden. Einsendeschluß: 31. Januar 1971!



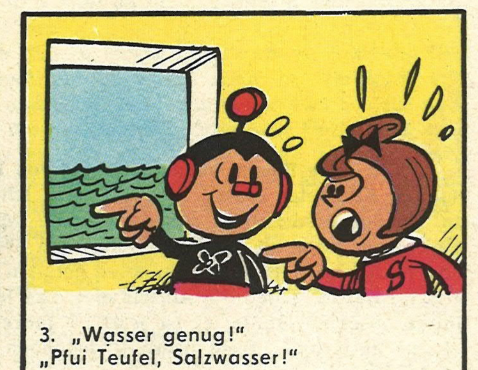
Zeichnungen: O. Sperling

Text: M. Argilli Zeichnungen: V. Berti

Der Wasserkünstler

























Süßes Salzwasser?

Der Salzgehalt des Meereswassers ist zu hoch, um es als Trinkwasser verwenden zu können. Es muß erst „entsalzt" werden. Ständig verdunsten riesige Mengen Meereswasser und gelangen als salzfreies Regenwasser wieder auf die Erde. Da das Salz nicht mitverdunstet, braucht man das Meereswasser nur zu verdampfen und es wieder kondensieren[1] zu lassen, und schon hat man Trinkwasser. Nur bei der Wasserverdampfung wird sehr viel Energie verbraucht. Um einen Liter Wasser zu verdampfen, benötigt man sechsmal soviel Energie wie beim Erwärmen dieses Wassers von 14 °C auf 100 °C. Auf Inseln und Schiffen z. B. sind Holz und Kohlen so knapp wie Trinkwasser – hier hilft die Atomenergie. An die Stelle einer großen Menge Kohle treten kleine Mengen einer radioaktiven Substanz, die aus dem salzhaltigen Meereswasser Trinkwasser „zaubern" können.

[1] kondensieren – Dampf verflüssigen

Meine Eltern leben im Gebiet von Dien Ban, 30 Kilometer südlich von Da Nang. Ich bin das einzige Mädchen in unserer Familie. Meine Eltern sind schon alt. Zwei meiner großen Brüder sind im Kampf gegen die Franzosen gefallen und drei im Kampf gegen die Amerikaner. Der letzte Junge unserer Familie, er ist jetzt 15 Jahre alt, ist nun auch zur Befreiungsarmee gegangen, für mich.

Als kleines Mädchen arbeitete ich bereits für den Distriktsvorsitzenden unseres Gebietes. Er beschäftigte viele Kinder. Die Eltern hatten von ihm Boden gepachtet, sie waren verschuldet, und es gab keine andere Möglichkeit, von diesen Schulden frei zu kommen. Die schwere Arbeit hätte ich vielleicht noch ertragen, aber wir wurden fast jeden Tag geschlagen. Als ich 12 Jahre alt war und über alle diese Dinge schon etwas nachdachte und auch hörte, was die Erwachsenen sprachen, wagte ich es, zu meinen Eltern zu sagen: „Ich kann nicht mehr solchen Menschen dienen, ich gehe zu den Partisanen." Mein Vater wollte es nicht, und ich nahm ohne sein Wissen die Verbindung zu den Genossen im Dschungel auf. Sie verwendeten mich als Kurier zu ihren Leuten in unserem Dorf.

In den Jahren 1959 und 1960 mußte unsere ganze Gemeinde noch höhere Abgaben entrichten. Der Distriktskommissar, der Pächter, erhöhte sie willkürlich. Ich sagte zu meiner Mutter: „Laß mich zu den Partisanen!" Meine Mutter hat nie mit mir geschimpft, auch dann nicht, als sie von anderen Dorfbewohnern erfuhr, daß ich trotz ihres Verbotes Verbindung zu den Genossen im Dschungel unterhielt und die im Dorf verteilten Flugblätter auch mit meiner Arbeit zu tun hatten. Aber auch der Distriktskommissar erfuhr durch seine Spione davon. Er ließ mich rufen, und seine Söhne Lam und Khui, die uns immer schlugen, legten auf einen Tisch Bonbons, Geld und Stöcke. Sie sagten zu mir: „Du bist noch klein, deshalb darfst du dir aussuchen, was du von diesen Dingen haben möchtest." Ich wußte, sie wollten, daß ich die Bonbons und das Geld nehme und ihre Marionette werde, so wie sie Marionetten der Amerikaner waren. Ich stellte mich dort hin, wo die Stöcke lagen. Die Eltern erkannten mich nicht wieder, als ich nach Haus kam. Sie hatten nun nichts mehr dagegen, daß ich in den Dschungel ging.



Lam und Khui

Unsere Partisanenabteilung vernichtete eines Tages einen Lastkraftwagen und zwei Panzer. Die Verluste der Amerikaner betrugen etwa 70 Mann, auch wir hatten einige Verwundete. Da kam der Befehl, das Kampffeld zu räumen. Ich betreute eine Gruppe von drei Verwundeten, als ich plötzlich einen Wadendurchschuß erhielt. Meine Gefährten schleppten mich abwechselnd auf ihren Rücken durch den Dschungel. Die Geräusche der Straße ließen uns erkennen, daß der Feind uns überholte. Wir hörten Kommandos und verstanden: sie kämmten den Abschnitt nach zurückgebliebenen Verwundeten oder Versprengten ab. Meine Genossen konnten alle noch gehen, und ich sagte zu ihnen, sie sollten sich durchschlagen. Sie hörten nicht auf mich und schleppten mich weiter. Und bald hörten wir die Geräusche des Feindes auf sehr kurze Entfernung. Da riß ich mich von dem Genossen, der mich trug, los, es wurde schon geschossen, man schrie, wir sollten stehenbleiben, aber ich erwiderte das Feuer. Da waren die Feinde schon um mich, aber die Genossen entkamen.

Ich geriet in Gefangenschaft. Die Amerikaner verstanden meine Sprache nicht, und zwei ihrer Marionetten begannen, mich zu verhören. Ich erkannte sie gleich. Es waren Lam und Khui, die Söhne des dreimal verjagten Distriktsvorsitzenden. Ihre amerikanischen Uniformen täuschten mich nicht. Sie warfen mich zur Erde, drückten ihre Gewehrläufe auf meine Brust und schrien: „Bist du ein Vietcong?" Ich antwortete: „Ich bin eine Vietnamesin." In meinem Innern aber drehte sich alles um und um bei dem Gedanken, gerade diesen beiden Bestien ausgeliefert zu sein, sie waren für ihre Verbrechen in der gesamten Provinz berüchtigt. Sie hatten Gefangenen die Leber herausgeschnitten, gebraten und gegessen.

Das Schlimmste war, die beiden Folterknechte hatten mich sofort erkannt. Lam ließ seine Goldzähne blitzen, er sagte: „Ich weiß alles über dich. Leugnen nutzt nichts. Wenn dir dein Leben lieb ist, sage uns, wieviel ihr seid. Wohin sind die anderen geflüchtet? Wo befinden sich eure Verstecke? Wo habt ihr eure Munition vergraben? Wie heißen eure Verbindungsleute?"

Ich dachte, in den Händen dieser Bande bleibt mir nur der Tod. Viele Menschen unseres Volkes mußten so sterben. Aber niemand von ihnen hatte etwas verraten. Ich hob den Kopf und sagte: „Nicht ein halbes Wort werde ich aussagen."

Lam brüllte: „Wenn du nicht sprichst, wirst du

Das Mädchen Kien

ERWIN BEKIER

sterben." Dann stürzten sich beide Brüder auf mich und traten mich. Als sie völlig außer Atem waren, sagte Khui: „Wir dürfen sie nicht einfach totschlagen. Wir müssen sie ins Hoite-Gefängnis bringen." Von diesem Gefängnis hatte ich schon genug gehört. Die beiden Verbrecher warfen mich auf einen Lastkraftwagen. Nach einiger Zeit ging ein Hubschrauber in unserer Nähe nieder. Er brachte mich in ein Krankenhaus.

Die vietnamesische Krankenschwester war sehr besorgt um mich, aber am Morgen des dritten Tages kamen an ihrer Stelle Lam und Khui in mein Zimmer. Sie schleppten mich in eine kahle Kammer, entkleideten mich, und nachdem ich mit Händen und Füßen an zwei Tischbeine gefesselt war, wollten sie mit dem Verhör beginnen. Plötzlich ging die Tür dieser Kammer auf, ein Arzt kam herein, er sagte voller Empörung: „Wenn dieses Mädchen etwas verbrochen hat, dann werft sie ins Gefängnis. Meine Herren, Sie können dieses Mädchen doch nicht so an den Tisch fesseln. Denken Sie nur daran, wenn es Ihrem Mädchen so ergehen würde..."

Der Arzt hatte noch nicht ausgesprochen, als er schon einen Stoß vor die Brust bekam und aus dem Raum flog.

Berater bei der Arbeit

Ich hörte einen heftigen Wortwechsel in fremder Sprache, dann kamen zwei Amerikaner herein. Sie stellten sich jeder in eine Ecke hinter meinen Rükken, so daß ich sie nicht sehen konnte. Mein Kinn lag auf der Tischplatte. Direkt vor meinem Gesicht spießte Lam mit wildem Aufschrei zwei Messer in die Tischplatte und schrie: „Willst du leben oder sterben?" Ich wollte ihm in die Augen schauen, aber ich konnte meinen Kopf nicht so weit drehen. Ich sagte: „Jedes Tier will leben, um so mehr ein Mensch, aber ich möchte eben als Mensch sterben."

Lam änderte den Ton: „Also, jetzt hör einmal zu. Du bist doch noch so jung, du kannst noch nicht richtig denken, und die Kommunisten haben dir manches eingeredet. Geh in dich und bekenne dich zur nationalen Gerechtigkeit."

Ich schrie ihm ins Gesicht: „Von welcher Gerechtigkeit sprecht ihr, Bande? Etwa von der, Häuser anzustecken, zu vergewaltigen, die eigenen Landsleute hinzuschlachten, unser Vaterland zu verkaufen?"

In diesem Augenblick erhielt ich von hinten einen Messerstich ins rechte Bein und Khui brüllte: „Wirst du aussagen?" Ich schrie zurück: „Nein!" Lam stach nun von vorn mit einem Messer in mein Bein. Die beiden Berater in meinem Rücken lachten laut. Ich verlor das Bewußtsein und kam erst am nächsten Morgen wieder zu mir. Neben meinem Bett stand die Krankenschwester. Ihre Tränen rannen auf meinen Verband. Sie, der Arzt und alle Schwestern sorgten sich sehr um mich.

Nach wenigen Tagen schleppten mich Lam und Khui zum zweiten Male in ihre Folterkammer. Sie fesselten mich wieder auf die gleiche Art. Lam roch nach Fusel, Schweiß und Parfüm. Er hielt mir ein Messer vor die Augen und sagte mit süßlicher Stimme: „Wenn du die Wahrheit sagst, werde ich mich für dich verwenden. Es hängt von dir ab. Vielleicht wünschst du dir etwas, dann werden die amerikanischen Herren bemüht sein, dich zufriedenzustellen. Sie sind sehr reich."

Die amerikanischen Herren saßen wieder im Hintergrund. Ich konnte sie nicht sehen, aber ich dachte, wie können sie gerecht sein, wenn sie bei solch einer Folter ruhig zuschauen. Laut sagte ich: „Gegen diese Herren bin ich zwar klein und auch jung. Doch ich kenne ihre Absichten. Sagt ihnen, ich werde sterben, aber keine Verräterin werden."

Lam und Khui verloren nun die Geduld. Sie brüllten wie die Tiere und schlugen mit ihren Messern auf mein Bein. Ich merkte, wie etwas abfiel, und wieder. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Als ich die kleine Schwester wieder an meinem Krankenbett erblickte, sagte sie mir, diesmal hätte ich vier Tage bewußtlos gelegen. Sie wollte mir Reis geben und Suppe einlöffeln, aber ich konnte beides nicht schlucken. Da spritzte sie mir etwas in den Arm, schaute sich aber ängstlich um, sicher war die Anwendung dieses Medikaments für mich verboten. Bald verlor ich wieder das Bewußtsein.

Eine vietnamesische Mutter

Als ich wieder aufwachte, befühlte ich meinen Fuß. Die Schußwunde war verschwunden, denn das Bein war bis zum Kniegelenk abgeschlagen. Im Raum war es sicherlich hell, aber meine Augen schauten in eine Dämmerung. Ein Schatten strich vorbei, und wie im Traum hörte ich die Stimme meiner Mutter. Sie war es aber tatsächlich. Wie immer, hatte sie sich nach einem Kampf unserer Partisanengruppe Informationen geholt. Sie erfuhr, daß ich vermißt war. Meine Genossen wußten schon Näheres über mein Schicksal, nur wagten sie es nicht, der Mutter Einzelheiten mitzuteilen. Alle kannten unsere Familie, alle wußten, daß sie nur noch mich und den jüngeren Bruder hatte. Mein Vater war in der Zwischenzeit verstorben. Die Mutter fühlte, daß man ihr etwas verheimlichte. Sie brachte aber trotzdem alles aus den Genossen heraus, was diese wußten, und dann sagte sie: „Ich werde zu ihr gehen. Wenn sie noch lebt, werde ich sie auf meinen Händen nach Hause tragen und gesund pflegen, damit sie wieder kämpfen kann. Wenn sie tot ist, trage ich sie heim, um sie hier zu begraben."

Sie ging systematisch ein Krankenhaus in der Provinz nach dem anderen ab, bis sie mich tatsächlich fand. Nun saß sie hier im Zimmer und durfte den Regungen ihres Herzens nicht nachgeben, denn die Leute, dir ihr geholfen hatten, vertrauten ihrem Versprechen, sich nicht erkennen zu geben. Ich wollte ihr verbergen, daß ich keinen Fuß mehr hatte, aber sie wußte es schon. Die Schwester gab mir wieder eine Spritze, und ich konnte einige Worte zu meiner Mutter sagen: „Geh wieder nach Hause. Sag den Genossen, daß ich mich stark fühle wie früher. Sie sollen ohne Sorge um mich weiterkämpfen."

Mutter verstand kein Wort. Sie hörte nur, daß ich endlich mit ihr sprach. Dann sah ich meine Mutter nicht mehr. An diesem Tag nicht, am nächsten und auch nicht an den folgenden. Aber ich fühlte ihre Nähe.

Einen ganzen Monat lang verhörte mich die Geheimpolizei. Sie waren sanft im Vergleich mit Lam und Khui. Bei ihnen wechselten Schläge und gute Worte, Versprechungen und Drohungen einander ab. Als alles ohne Erfolg für sie blieb, tauchten Lam und Khui wieder auf. Es war zu dem Zeitpunkt, als die Wunde an meinem abgeschlagenen Bein anfing zu heilen.

Die amerikanischen Berater hielten sich diesmal nicht versteckt. Sie gaben Lam und Khui irgendwelche Hinweise, und Lam sagte: „Die amerikanischen Herren sagen, sie werden dir eine Prothese besorgen, damit du wieder ordentlich laufen kannst. Du mußt nur sagen, was sie wissen wollen. Mit solch einer amerikanischen Prothese kannst du dann sogar einen Panzer fahren oder ein Düsenflugzeug lenken."

Die anderen hatten wohl verstanden, was er sagte, denn alle lachten laut. Ich wollte von nun an kein Wort mehr sagen. Sie quälten mich zunächst auf ihre gewohnte Art, bis Khui meinte: „Sie ist nicht kleinzukriegen. Es bleibt uns nichts weiter übrig, wir werden ihr das Bein ganz abschneiden, stückweise. Und wenn sie dann noch nichts sagt, auch das andere." Dann zogen sie beide wieder ihre großen Messer. Ich verspürte nur die ersten Schläge, kam aber wieder zu mir, sah die vier Gesichter, bis sie wieder verschwanden, hörte sie schreien, sah die offenen Münder und vernahm keinen Laut, sah, wie sich ihre Hände hoben, wie sie zuschlugen und verlor wieder die Besinnung.

In der Folgezeit wußte ich nicht, ob ich lebe. Manchmal fühlte ich die Nähe der kleinen Krankenschwester. Nach langer Zeit, es war wohl über ein Monat seit der letzten Folter vergangen, aber ich wußte es nicht genau, brachte sie mir einen Spiegel und sagte: „Jetzt siehst du schon viel besser aus." Ich erkannte mich nicht. Ich sah in dem Spiegel ein fremdes, fahles Gesicht, das nur aus Haut und Knochen bestand. Ich weiß nicht, wann ich wieder erwachte. Die Schwester reichte mir einen Zettel, auf dem stand: „Bereite dich auf zwölf Uhr vor!" Ich erfaßte den Sinn nicht, doch als ein paar Männer in der Uniform der Marionettentruppen in mein Zimmer eindrangen, erwachte ich. Sie hoben mich aus dem Bett, einer befühlte mein rechtes Bein, aber davon war nur noch ein kurzer Stumpf da. Jetzt werden sie mir auch das andere Bein abschlagen, dachte ich. Sie trugen mich aus dem Zimmer, behutsam, und einer streichelte dabei mein Haar. Da wußte ich, daß das ein Traum war.

Noch während des langen Marsches, während mich die Partisanen, die die verhaßte Marionettenuniform wieder abgelegt hatten, durch den Dschungel, durch Bäche und über schmale Hängebrücken trugen, weinte ich in den kurzen Pausen des Wachseins über diesen schönen Traum.



Der Autor zusammen mit dem Mädchen Kien und Vo Huong.

Klingt Bruno etwa schlecht?

Hans Betcke / Nach Motiven einer Erzählung von Walter Basan

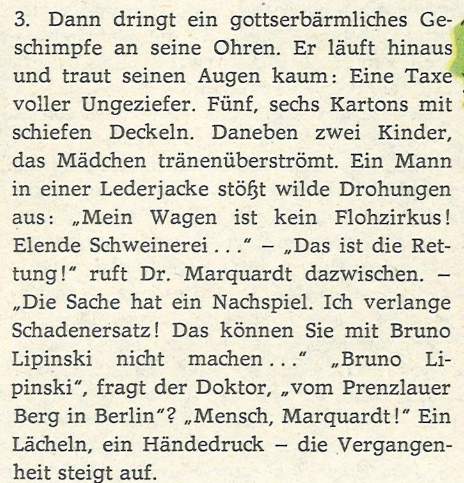


1. Ein warmer Junitag. Die Taxe Nr. 127 bringt zwei Fahrgäste vom Hauptbahnhof der Stadt zum Zoologischen Garten. „Verzeihung, muß man auch die Wartezeit vor den Ampeln bezahlen?" fragt Thomas, der eine der beiden – und fühlt sich schon heftig auf den Fuß getreten von Kirsten, zwölf Jahre alt, genau wie er. Der Mann am Steuer quetscht eine Wolke Zigarrenqualm aus dem Mund. „Jeder Schuster stellt nicht bloß die Hammerschläge in Rechnung, sondern auch die Pausen, die er zum Ausholen braucht. Klar?"



2. Im Kofferraum klappern Kartons, Fahrgastgepäck. „Jetzt ist es passiert", flüstert Thomas und greift nach zwei Käfern, die über die roten Sitzpolster krabbeln. „Revolte der Todeskandidaten." – „Ist was?" fragt der Fahrer. „Wir sprechen von einem Fernsehfilm", hakt Kirsten rasch ein – da marschiert schon ein Kakerlake über den Kilometerzähler. Immer mehr Käfer, große, kleine, schlanke, dicke, wimmeln herum. Der Fahrer flucht, das Auto hält schließlich vor dem Zoo.
„Das sind sie", sagt Dr. Marquardt, Zoodirektor, am Fenster zu seiner Sekretärin. „Kollegen aus Wien, Afrikakenner."

3. Dann dringt ein gottserbärmliches Geschimpfe an seine Ohren. Er läuft hinaus und traut seinen Augen kaum: Eine Taxe voller Ungeziefer. Fünf, sechs Kartons mit schiefen Deckeln. Daneben zwei Kinder, das Mädchen tränenüberströmt. Ein Mann in einer Lederjacke stößt wilde Drohungen aus: „Mein Wagen ist kein Flohzirkus! Elende Schweinerei ..." – „Das ist die Rettung!" ruft Dr. Marquardt dazwischen. – „Die Sache hat ein Nachspiel. Ich verlange Schadenersatz! Das können Sie mit Bruno Lipinski nicht machen ..." „Bruno Lipinski", fragt der Doktor, „vom Prenzlauer Berg in Berlin"? „Mensch, Marquardt!" Ein Lächeln, ein Händedruck – die Vergangenheit steigt auf.



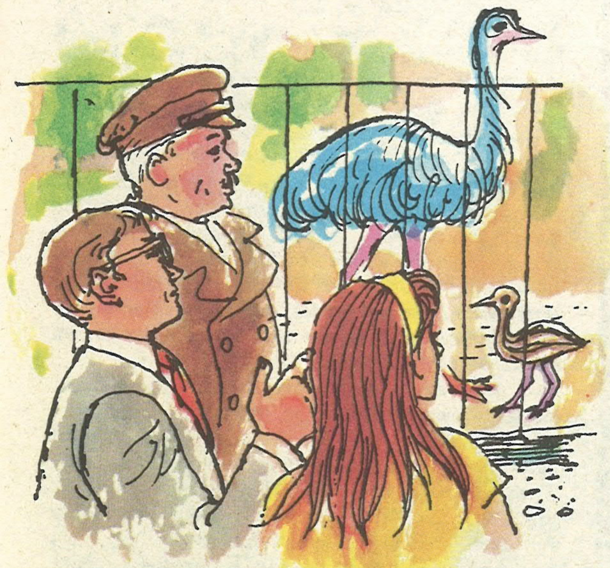
4. Dezember 1948. Nordwind, Schneekristalle, wie Nadeln so spitz. Rudi Marquardt, vierzehnjährig, frischgebackener Pionier, trat frierend aus dem Flur des Ruinengrundstücks ins Freie, mit ihm ein paar Dutzend andere Kinder. Eine Hand winkte ihm: Brigitte, seine Schulkameradin. Sie hatte den gleichen Heimweg. Der Wind blies kräftig. „Nimm meinen Schal", sagte Rudi. Der S-Bahn-Verkehr war gestört, sie mußten den weiten Weg zu ihren Wohnlauben zu Fuß gehen. „Wenn nur alles stimmt, was der Mann am Pult gesagt hat", meinte das Mädchen. – „Was?" – „Das mit den Pionierpalästen ... und Spartakiaden im Sommer, und Reisen überallhin?" – „Es wird uns nicht in den Schoß fallen, sagt mein Vater."





5. Ein einsamer Pferdewagen zwischen zerschossenen Lagerschuppen zog die Kinder an. Rudi bürstete dem Gaul den Schnee von den mageren Rippen, kraulte ihm die Stirn. Endlich kam jemand, einen schweren Sack auf dem Rükken. Rudi erkannte Bruno Lipinski, sechs Jahre älter als er selbst, in der gleichen Straße aufgewachsen. „Machst'n hier?" fragte Rudi. – „Hau ab, Marquardt, geht dich nichts an!" „Etwa Buntmetall? ... Die Kupferkabel von der S-Bahn!" – „Halt den Rand und vergiß, was du gesehen hast!" – „Bring's zurück", sagte Rudi, „oder ..." – Da schlug der Ältere zu.

6. „Tja", sagt Lipinski, „war eine verrückte Zeit damals. Bin aufs falsche Gleis geraten. Weiß der Deibel, wie du so rasch eine regelrechte Treibjagd auf die Beine gebracht hast ..." – „Unternehmen Kupferkabel, die allererste Pionieraktion!" antwortet Dr. Marquardt. „Hab' meine Strafe abgesessen und die krumme Tour bereut. Bin noch rechtzeitig zur Besinnung gekommen ..." Lipinski druckst herum, kratzt sich den Kopf unter der Ledermütze, „... aber daß du die Gören zu solchem Unfug anstiftest ...!"



7. Rudolf Marquardt lacht. „Damals Unternehmen Kupferkabel, heute Unternehmen Kakerlake." – „Lebenswichtig etwa?" – „Ja, für die Emuküken im Zoo. Das Überleben der Emus habe ich den beiden Pionieren zu verdanken, und dir natürlich. Hast ja die Fuhre hergebracht. Die Emus werden eingetauscht. Es kommen gleich Zoologen aus Wien und bringen ein paar seltene Affen." Lipinski strahlt, schwingt sich in sein Auto und fährt an. „Wir haben noch nicht bezahlt!" Thomas läuft dem Wagen nach. Herr Lipinski bremst. „Nicht nötig", sagt er, kratzt sich unter der Mütze und holt verdutzt einen Junikäfer hervor. „Gib ihn dem Doktor. Er soll ihn ‚Bruno' taufen." Und er braust davon.





Vorsicht!

Mit dem Rodeln ist's genau
wie mit den Zensuren.
Wer auf Glatteis sich begibt,
kommt leicht aus den Spuren!

Wer meint, daß Konzentration
er dabei nicht brauche,
landet grad im Zeugnisfall
meistens auf dem Bauche!

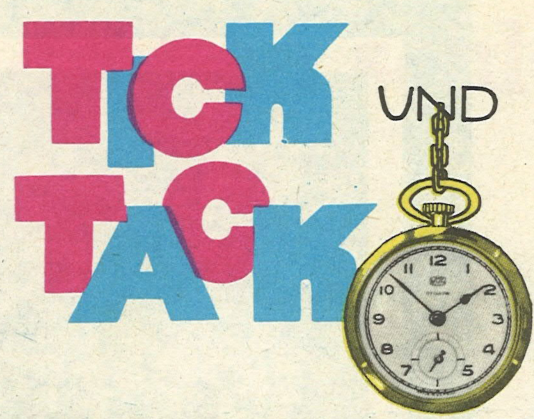
Bauchlandung!



Schnell weiterblättern!

Augen schließen!

Lebensgefahr!



Vortrag zum Thema:

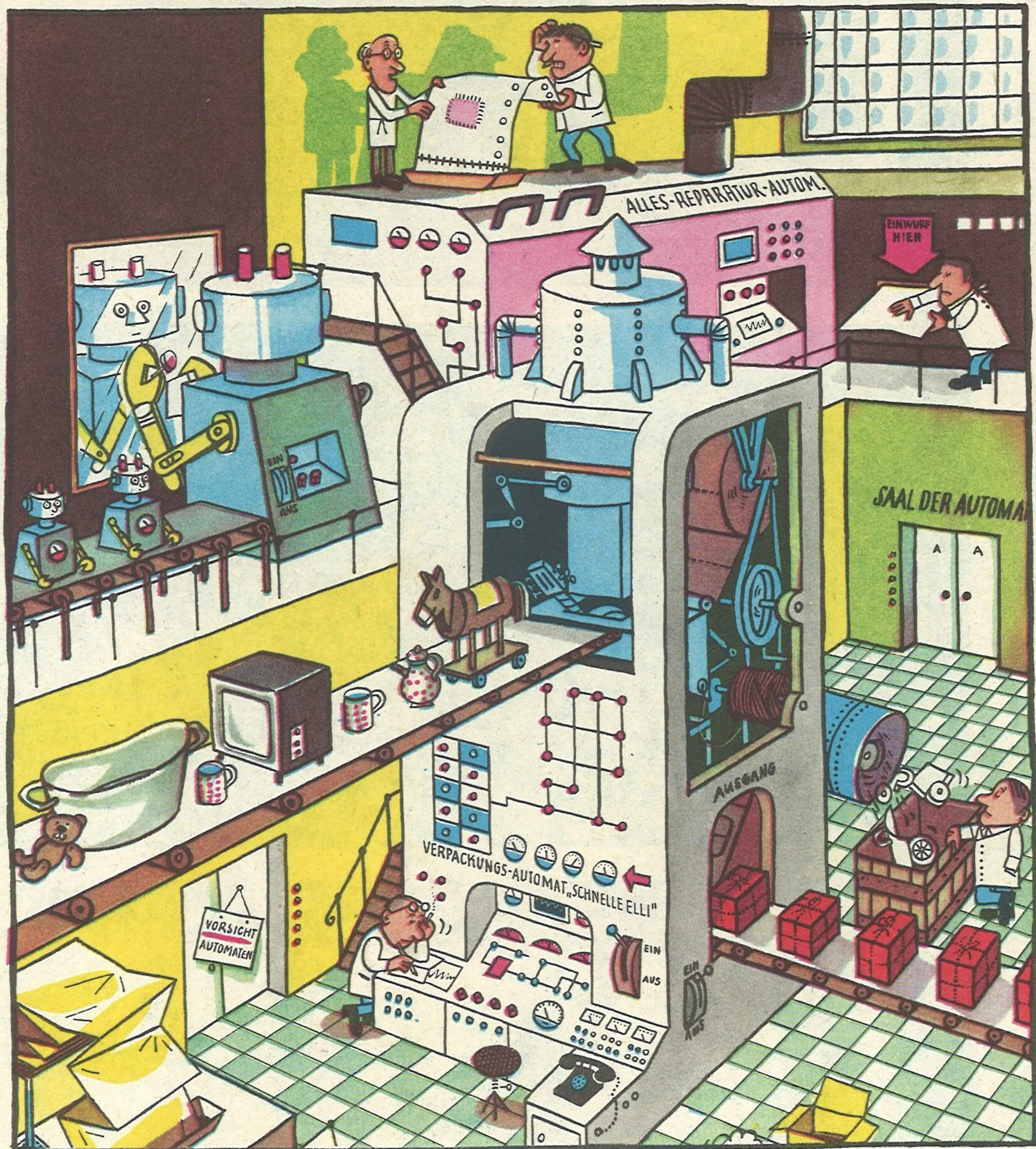
Wie man einen Pfennig sucht und dabei 3 Lichte verbrennt!

oder:

Tante Elli und das Motto: Großer Aufwand – wenig Nutzen!

DIETER WILKENDORF

Zeichnung: J. Günther



Ist sie nicht ein prachtvolles Prunkstück, unsere Elli? Alles verschluckt sie, Pferde und Waschwannen, Fernseher und Kaffeetassen, wenn sie nicht gerade an einer Korrosion leidet, versteht sich. „Übergröße" steht in ihrem Paß und auch „Übergewicht". Aber wenn Ellis Chromaugen blitzen und funkeln, ist es kein Wunder, daß viele zu ihr bewundernd aufschauen. Sie überhören dann sogar, wenn sich Elli knirschend verschluckt und wieder einmal einen Transistor und ein Bärenbein verlegen hinter sich wirft. Manch einer ist von ihrem Glanze so geblendet, daß er den Rechenstift nicht findet, um Aufwand und Nutzen der dicken Elli zu berechnen.

Wer wird schon nach dem Nutzen fragen? Vor dieser Gewohnheit wollen wir euch überhaupt warnen. Ihr fragt ja beim Bleistiftspitzen oft auch nicht danach, ob der Finger zerschnitten, der Tisch zerkratzt und das Hemd beschmiert ist. Wenn ihr gute Anhänger unseres Mottos „Großer Aufwand – wenig Nutzen" bleiben wollt, dann setzt beim Abwaschen die Küche noch tiefer unter Wasser, holt die Kohlen nur im besten Kleid und nehmt die ganze Tüte Gips fürs Mauseloch. Die besten Zeitvergeuder wissen schon längst: Hausaufgaben sind wie Gummitiere – sie lassen sich prächtig in die Länge ziehen!

Leider wollen die meisten Leute von der „Methode Elli" gar nichts wissen und mühen sich ständig um geringeren Zeit- und Materialaufwand. Laßt euch davon aber nicht beeinflussen, sonst ärgert ihr euch später auch noch über Sitzungen, die hohl wie ein Kürbis sind, und werdet böse, wenn zehn Wissenschaftler in einem Jahr überhaupt nichts erfinden. Lebt nach dem Sprichwortmotto: Viel Geschrei und wenig Wolle – und ihr seid auf dem besten Wege, auch später im Beruf viel „wenig" zu erzeugen – und wenig „Viel Erfolg" zu erzielen.

(Wenn euch das Spaß macht ...)



Redaktion: Heimtraud Eichhorn (Chefredakteur), Walter Stohr (Stellv. Chefredakteur), Alexander Michalak (Gestaltung), Peter Eckert, Ulli Krüger, Dipl.-Päd. Anngreth Lehfeld, Hanna Petrik, Rainer Haufe, Hannelore Klinkmüller, Elisabeth Meyer, Dieter Fuchs, Doris Mörike, Wolfgang Beyer. Auslandskorrespondenten: I. Tschukowska, I. Serebrennikowa (UdSSR), K. Badra (VAR). Kollegium: Dr. K. Herde, Dr. E. Lange, R. Hambach, G. Feustel, H. Alisch, Dr. P. Klimpel, M. Zimmering, I. Korn, Ch. Lost, L. Judisch, Dr. H. Elsen, W. Meyer. Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, Ing.-Ök. Heinz Görner, W. Ondracek, Dipl.-Ök. H. Drasdo, G. Meinke, A. Fritzsch, W. Dittrich, H. Koch, G. Tscharnke, Dipl.-Ing. G. Peisker, Ing.-Ök. M. Kutschik, K. Stier, M. Bartusch. Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Kronenstraße 30/31. Fernruf 2 28 07. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt", Verlagsdirektor K. Feitsch. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Rätselauflösungen von Seite 10/11:

Zahlenspielereien: (s. Zeichnung) – **Mini-Krimi:** Peter konnte auf einer Nordafrika-Karte gar nicht den Amazonas gezeigt haben, also hat er sich nur einen Scherz gemacht. Und seht euch Peters Hose aufmerksam an! – **Notenbänke:** Horst = 1,9; Ulla = 1,6; Peter = 2,6; Klasse = 2,1. – **Für geschulte Augen:** 1D, 2F, 3A, 4E, 5B, 6C. – **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 2. Lernen, 7. BBS, 10. Ire, 11. Bit, 12. Talk, 14. Lab, 15. Weg, 16. ESP, 18. Ulk, 19. one, 20. Gnu, 21. Lob, 22. UTP, 24. Rat, 25. Oka, 26. NOK, 27. Hort, 29. Mir, 30. Ger, 31. Ast, 32. Oktave. Senkrecht: 1. Abbau, 3. Elternaktiv, 4. Nil, 5. Erkenntnis, 6. Ne, 8. Bibliothek, 9. St., 13. AG, 17. Se, 21. La, 23. Porto, 25. or, 28. Ort, 29. Ma, 30. Go.

12	10	18	4
6	32	14	30
22	20	28	24
26	2	8	16



In Kiel bricht in den ersten Novembertagen der Aufstand der bewaffneten Matrosen und Soldaten los. Wenig später erfahren die Soldaten an der Westfront davon und stimmen ein in den Ruf Ernst Thälmanns: „Es lebe die Revolution!"



Unter der Führung Thälmanns bereiten die Hamburger Arbeiter den Aufstand vor. Sie verschanzen sich hinter Barrikaden und sind, mit der Waffe in der Hand, zum Kampf bereit. „Teddy" ist immer unter ihnen.



Änne Jansen, die treue Kampfgefährtin Thälmanns, muß viele Verhöre der Gestapo ertragen. Aber sie bleibt trotz aller Drohungen und Qualen standhaft und verrät keinen ihrer Kameraden.



Sein ganzes Leben widmete Ernst Thälmann dem Kampf für die Befreiung der Menschheit vom Militarismus und Faschismus. Seine Standhaftigkeit konnten die faschistischen Bestien nicht brechen. So ermordeten die Nazis, als die Rote Armee immer näher rückte, den unbesiegbaren Ernst Thälmann.

Fotos: DEFA – Wenzel



„Ich bin Blut vom Blute und Fleisch vom Fleische der deutschen Arbeiter und bin deshalb ihr revolutionäres Kind und später ihr revolutionärer Führer geworden." So schreibt Ernst Thälmann über sich und seinen Weg, und so erleben wir ihn in dem 1954 uraufgeführten zweiteiligen Film „Ernst Thälmann, Sohn und Führer seiner Klasse". Wir erleben Ernst Thälmann im Kampf gegen Not und Rechtlosigkeit, gegen die Gefahr der faschistischen Diktatur und des 2. Weltkrieges. Dieser Film zeigt uns den tapferen, entschlossenen und mitfühlenden Genossen Ernst Thälmann, der von allen friedliebenden Menschen der Welt verehrt wird. Heute – wie damals.

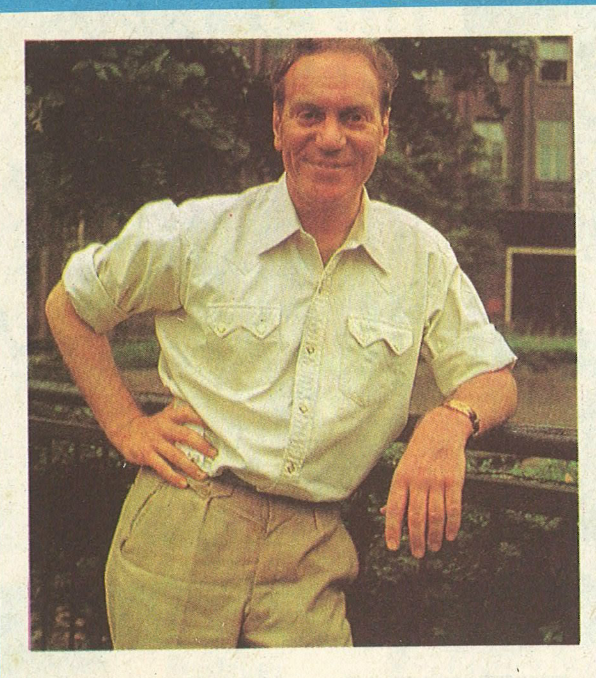
FILM

Ernst Thälmann, Sohn und Führer seiner Klasse

Als Hitler den Reichstag in Brand stecken läßt und das als eine Tat der Kommunisten ausgibt, werden Tausende verhaftet, unter ihnen Ernst Thälmann. Jahre voll unvorstellbarer Schikanen und Qualen im KZ können seinen Mut und seine Zuversicht nicht erschüttern. Er hört von der schrittweisen Vernichtung der braunen Diktatur durch die Sowjetarmee und weiß, daß nun ein besseres Deutschland kommen wird, ein Deutschland, in dem die Arbeiterklasse die Macht hat. Auf die zynische Frage seiner SS-Henker „Sie wissen wohl, was nun kommt?" antwortete Ernst Thälmann stolz und zukunftsgewiß: „Ja, ein besseres Deutschland! Ein Deutschland ohne euch!"



MEISTER-MIMEN-MOSAIK



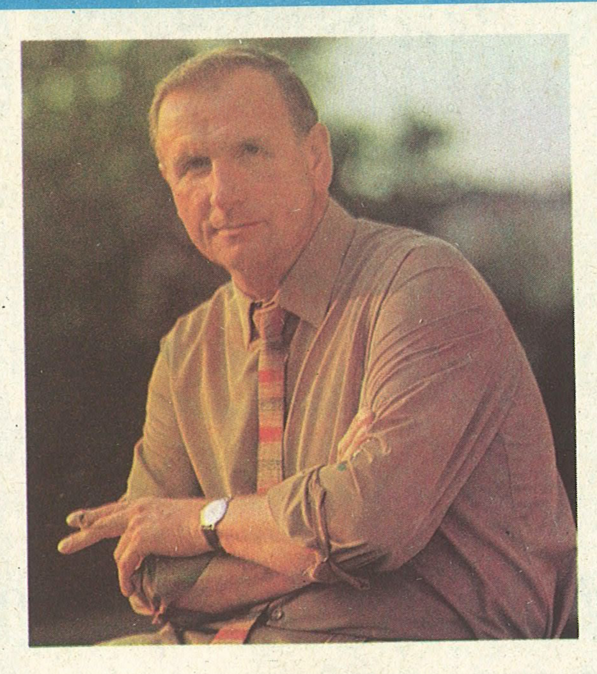
HANS-PETER MINETTI

Sein Name wurde über Nacht bekannt. Millionen ist Hans-Peter Minetti als Fiete Jansen im Thälmann-Film ein Begriff geworden. Es war seine erste große Aufgabe bei der DEFA. Diese Rolle, in der er den Kampfgefährten Ernst Thälmanns verkörpert, hat ihn vor allem beim jugendlichen Publikum beliebt gemacht. Beliebt, weil er den jungen Arbeiter Fiete so spielte, wie sich die Zuschauer einen Revolutionär vorstellten: klassenbewußt, unbeugsam, mutig, aber auch pfiffig und mit Optimismus. Man spürte in jeder Szene, daß dieser Schauspieler mit seiner ganzen Person hinter der Rolle stand. „Fiete Jansen", sagt Hans-Peter Minetti selbst, „das heißt unverbrüchliche Treue zu der Sache, für die Ernst Thälmann gelebt und sein Leben gegeben hat – zu der Sache, die immer siegen wird, weil sie gerecht ist."
Das ist überhaupt Hans-Peter Minettis Grundsatz: mit der ganzen Person hinter dem stehen, das man als richtig erkannt hat. Deshalb wundert es nicht, daß er schon 1945 Mitglied der Kommunistischen Partei wurde. Heute ist er Kandidat des Zentralkomitees der SED und Vorsitzender des Zentralvorstandes der Gewerkschaft Kunst im FDGB. Und mehrere Jahre lang arbeitete er im Zentralrat der FDJ mit. Hans-Peter Minetti ist ein Mensch, der alle Aufgaben ernst nimmt, die kleinste Rolle ebenso wie einen Diskussionsnachmittag in einer Pioniergruppe.



KARLA RUNKEHL

Als sie die Tür des Prüfungszimmers schloß, standen ihr fast die Tränen in den Augen. Die Prüfungskommission hatte schallend über sie gelacht. Durchgefallen? I wo! Der Grund für das Gelächter war ein verkehrt 'rum angezogenes Kostüm.
1947, gerade 17 Jahre alt, wird Karla Mitglied des Schauspielstudios der DEFA. Sie ist wißbegierig und lernt viel. Bald steht in ihrem Ausweis als Berufsbezeichnung „Schauspielerin". Regisseur Kurt Maetzig überträgt ihr im Thälmann-Film die Rolle des Arbeitermädels Änne Harms. Karla Runkehl wußte, daß sie mit dieser Gestalt der Jugend ein Vorbild geben mußte. Sie hat es geschafft. Noch Jahre nach der Premiere des Films sagen mindestens 90 bis 100 Menschen, wenn der Name Runkehl fällt: „... die hat doch damals die Änne gespielt."
Karla hatte sich gründlich auf die Rolle vorbereitet. Ihr geistiges Vorbild war Lieselotte Hermann, die ihr Leben mutig für das Glück ihres und aller Kinder opferte.
Vor Jahren gab die Schauspielerin den Lesern der „Jungen Welt" den Rat: „Wir wollen uns bemühen, Menschen zu werden, die bewußt denken können, aber dieses Denken setzt Wissen voraus – und dieses Wissen müssen wir uns erwerben; denn es ist das kleinste Geschenk, das wir unserer jungen Republik machen können." – Das gilt noch heute.



GÜNTER SIMON

1952 wird dem jungen Schauspieler Günter Simon angeboten, in einem Film Ernst Thälmann zu verkörpern, den Führer der deutschen Kommunisten. Simons Antwort: „Das kann ich nicht." Der Schriftsteller Willi Bredel fragt: „Sie lehnen etwas ab, das Sie gar nicht kennen?" Der Hieb sitzt! Mit Politik hatte sich Günter Simon bisher wenig beschäftigt. Jetzt befragt er rund 70 Menschen über Ernst Thälmann, wälzt Bücher, studiert Berichte. Dann erst ist er davon überzeugt, daß er „Teddy" glaubwürdig darstellen kann. Mehr als drei Jahre dauert die Arbeit an den beiden Teilen des Thälmann-Films. Willi Bredel, Rosa Thälmann, der Filmautor Michael Tschesno-Hell, Regisseur Kurt Maetzig, aber auch Arbeiter, die Thälmann gekannt hatten, halfen bei der Gestaltung der Rolle. Sie haben große Geduld aufgebracht, für die Günter Simon ihnen heute noch dankbar ist. Während der Dreharbeiten sagte ein Werftarbeiter zum Schauspieler Simon: „So wie du hat unser ‚Teddy' neben mir gesessen. Du siehst ihm ähnlich." Nach einer Pause wies der Arbeiter auf sein Herz und fragte: „Und wie sieht es hier bei dir aus?" Simon schwieg. Aber die Arbeit an dem Film war eine Zeit, die für seine weitere Entwicklung entscheidend sein sollte. Als die Premiere des Thälmann-Films war, hatte Günter Simon den Weg zur Partei der Arbeiterklasse gefunden. Jetzt war er Genosse.

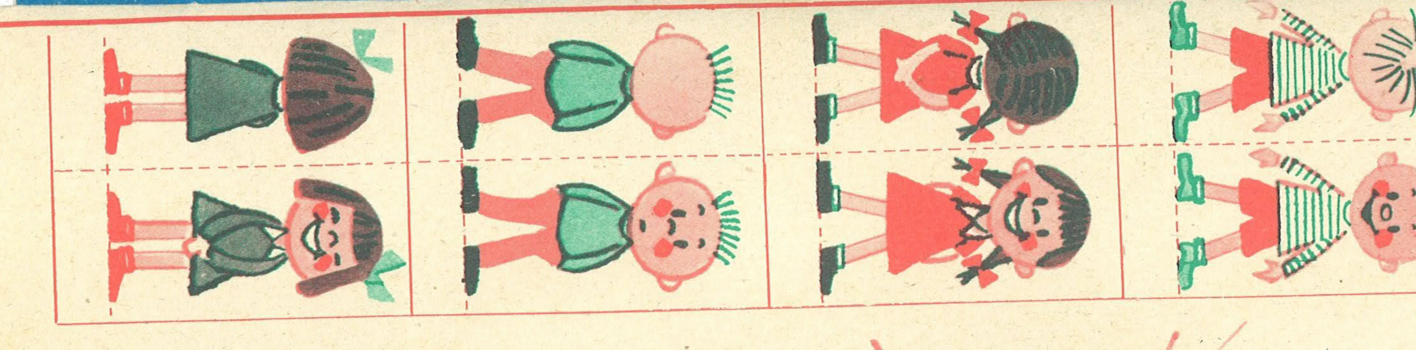
Fotos: A. Fischer, Text: U. Hafemann/K. Meyer

Frösi

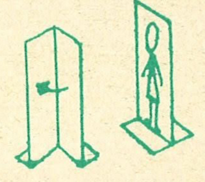
PIONIERMAGAZIN
FÜR JUNGEN
UND MÄDCHEN

JAHRGANG 1970
12
PREIS 0,70 M

Bastelei: R. Schultz-Debowski



Schneidet diese vier Rechtecke aus, knifft sie an den punktierten Linien und klebt sie zusammen.



Süße Leckereien zur Weihnachtszeit

„Frösi" und die VVB Süß- und Dauerbackwarenindustrie wünschen euch beim Spielen gute Unterhaltung und beim Verzehren süßer Leckereien guten Appetit!

SPIELANLEITUNG:

1. Gespielt wird mit einem Würfel.
2. Jeder Spieler (bis zu vier Mitspieler können sich beteiligen) kommt eine Bastelfigur.
3. Wer eine Sechs würfelt, setzt auf Zahl 1 ein und darf noch einmal würfeln.
4. Kommt ein Spieler auf ein Setzfeld, das mit einer roten Zahl gekennzeichnet ist, dann heißt es, die Spielregeln studieren!

Zahl 5: Der VEB Thüringer Schokoladenwerke in Saalfeld produziert sehr viele Erzeugnisse. Aber wahrscheinlich eßt ihr besonders die gefüllten Vollmichschokoladentafeln gern. Noch einmal würfeln.
Zahl 14: Erkundige dich, welche Dauerbackwarenerzeugnisse der VEB Knäcke-Werke Burg herstellt! – Einmal aussetzen.
Zahl 20: Der VEB Zetti in Zeitz ist ein bekannter Süßwarenbetrieb. Lore aß schon viele Kleinartikel, Geleebananen und Vollmilchtäfelchen. Doch gibt es nicht noch viele andere Artikel dieses Betriebes? – Einmal mit Würfeln aussetzen.
Zahl 24: Der VEB Elbflorenz in Dresden wird noch einige Kartons Kokosflocken vor dem Weihnachtsfest liefern. Es eilt! – Zwei Felder weiterrücken.



Zahl 31: Schaut euch in den Süßwarenverkaufsstellen des sozialistischen Handels um, denn der VEB Elfe Berlin bereichert durch seine Erzeugnisse wesentlich das Weihnachtsangebot. Ihr sucht das richtige Geschenk für Mutti aus. Weiterrücken auf Zahl 34.
Zahl 36: Das Warenzeichen vom VEB Halloren Halle ist sehr bekannt, euch besonders durch die wohlschmeckenden Hallorenkugeln. Noch einmal würfeln.
Zahl 41: Weihnachtsmänner in verschiedenen Größen, Tannenzapfen, Schneemänner, Verkehrszeichen und andere Hohlfiguren, die mit bunter Alufolie überzogen sind, stellt der VEB Bergland in Niederoderwitz her. Auf eurem Teller liegt bestimmt eine dieser Figuren. – Weitersetzen auf Zahl 48.
Zahl 46: Ob Vollmilch-Tafelschokoladen oder andere Süßigkeiten, der VEB Delitzscher Süßwarenwerke ist ein Produktionsbetrieb, der seine Erzeugnisse in ausgezeichneter Qualität herstellt. Überzeugt euch selbst! – Einmal aussetzen.
Zahl 51: Der Dauerbackwarenbetrieb VEB Wikana Wittenberg lädt seine Patenklasse zu einer Betriebsbesichtigung ein. Die Pioniere erfahren viel Interessantes über die Herstellung von Lebkuchen. Einmal mit Würfeln aussetzen.
Zahl 55: Der Betrieb des VEB Wesa ist in Wilkau-Haßlau nicht zu übersehen. – Noch einmal zurück zu Zahl 52.
Zahl 64: Viele Pakete mit Süßigkeiten hat der VEB Leipziger Süßwarenbetriebe versandt, die schnell an den Bestimmungsort ankamen. – Setze vor auf Zahl 65.
Zahl 66: Ihr kostet das knusprige Weihnachtsgebäck, das im VEB Nahrungsmittelkombinat „Albert Kuntz", Wurzen, hergestellt wird. – Einmal aussetzen.
Zahl 70: Wer dieses Feld zuerst erreicht hct, ist Sieger und erhält einen süßen Preis!


Burger
Wesa
Wurzener
Zetti
Goldeck
Empor
Berggold
Rotstern
1
70
Zeichnung: O. Sperling

W(P)unschgemäß



Zeichnung: G. Hain